Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 590 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Nr. 30 (1. Blatt) | Büren, Mittwoch, 5. Februar 1941 | 46. Jahrgang

Totale Blockadezone

Atlantik — das dichteste Verkehrsnetz — „Hochweg der Ozeane"

Englands Kampf um die Existenz, den es mutwillig und ohne Not auf sich nahm, ist heute vor allem ein Kampf um die atlantische Seeherrschaft und um die Beherrschung der Seewege auf diesem Ozean. Denn seitdem England aus Europa zurückgeschlagen worden ist, geht der britische Verkehr überhaupt nur noch über den Nordatlantik. Die transatlantischen Seewege sind damit für England kriegsentscheidend geworden.

In den letzten Jahrhunderten seit der Entdeckung Amerikas verlagerte sich der Handels- und Schiffsverkehr immer mehr nach Westen. Je mehr Amerika und die übrigen Kontinente von der europäischen Politik und Wirtschaft erschlossen wurden, desto mehr beschleunigte sich diese Westbewegung. Seit dem 19. Jahrhundert wurde der Atlantik das zentrale Weltmeer mit dem dichtesten Verkehrsnetz der Erde. Am Atlantik einschließlich der Nordsee sind heute noch 77 v. H. der Welthandelsflotte beheimatet und befinden sich etwa 75 v. H. der großen Welthäfen. Insbesondere verstärkte sich der Seeverkehr auf dem Nordatlantik in ungeahntem Maße — so daß man hier mit Recht von dem „Hochweg der Ozeane" sprechen konnte. Der Seeverkehr zwischen Europa und Nordamerika wurde der dichteste und bestorganisierte der Welt. Es wurde eine Prestigefrage für alle seefahrenden Nationen, auf den nordatlantischen Routen mit den schönsten und schnellsten Schiffen vertreten zu sein. Dementsprechend ist das „Blaue Band" des Nordatlantik die wertvollste Trophäe der internationalen Schiffahrt.

In unserem Kampf gegen England ist es wichtig, um diese Fragen zu wissen. Gerade für England steht alles auf dem Spiel, weil seine gesamte überseeische Versorgung den Nordatlantik kreuzen muß. Seine Abhängigkeit von der Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen beträgt etwa 70 bis 80 v. H. des eigenen Bedarfs, und man kann sich denken, daß die Vorstellung, eines Tages von der überseeischen Versorgung abgeschnitten zu sein, in England Angst und Sorge verursacht. Von der englischen Plutokratenregierung, unter anderem von Churchill selbst, wurde deshalb auch immer wieder zugegeben, daß er eine Lebensfrage für England sei, die nordatlantischen Seewege offenzuhalten.

Welche Routen muß man nun im besonderen unterscheiden? Im Frieden ist zweifellos der Verkehr zwischen dem Kanal und Nordamerika der allerstärkste, weil sich hier der große Güteraustausch zwischen den höchstindustrialisierten Ländern der Erde abspielt. Londons Hafen nahm allein 40 v. H. der englischen Einfuhr auf, die durch den Kanal kamen. Dazu ging noch fast der gesamte atlantische Seeverkehr nach den Häfen Nord-, Mittel- und Osteuropas durch den Kanal. Demgegenüber war der Weg nördlich um Schottland immer von untergeordneter Bedeutung und wurde fast nur von skandinavischen Schiffen benutzt. Dieser Kanalverkehr wird heute von der deutschen Wehrmacht an der französischen Küste fast ganz unterbunden, so daß nach den Worten des englischen Großadmirals Lord Chatfield die Durchbringung einer britischen Geleitzuges durch den Kanal zu einer regelrechten Flottenoperation geworden ist. Wenn man bedenkt, daß auch der Verkehr aus dem Mittelmeer, von Afrika usw. im Frieden in den Kanal einmündete, so kann man verstehen, daß der Kanal die bedeutendste Seestraße der Welt war, deren Beherrschung früher ein ungeheures Druckmittel gegen die Staaten Europas in die Hand gab. Heute ist diese Schlüsselstellung Englands schon zusammengestürzt, und der Hafen von London verödet unter den Schlägen der deutschen Luftwaffe. Die Engländer dagegen haben sich bemüht, ihren Seeverkehr möglichst in ihre Westhäfen zu verlagern, so daß sich jetzt der britische Außenhandel mehr über Bristol, Liverpool und Glasgow, um einige Häfen zu nennen, abspielt, die aber ebenfalls im Bereich der deutschen Bombenwirkung liegen. Der ganze Verkehr dieser Häfen erreicht den offenen Atlantik entweder südlich oder nördlich von Irland durch den Süd- oder St.-Georg-Kanal bzw. durch den Nordkanal. Damit erhält Irland eine besondere strategische Bedeutung, da von irischen Häfen aus die Geleitzüge 400 Seemeilen weiter westlich Stützpunkte finden können. Der englische Druck auf Irland erklärt sich aus dem Bestreben heraus, irische Häfen als Marinestützpunkte zu verwenden.

Die Deckung der Geleitzüge, die heute natürlich nicht mehr die friedensmäßigen Dampfertracks benutzen, spielt sich so ab, daß die englischen Zerstörer und Sicherungsstreitkräfte die Geleitzüge drei Tage lang durch die Gefahrenzone auf den Nordatlantik

(Schluß nächste Seite.)

„Stille vor dem Sturm"

England in der Furcht vor neuen Schlägen

Schrei nach der Offensive

Stockholm, 4. Febr. Der Unterstaatssekretär im britischen Luftfahrtministerium Balfour erklärte in einer Rede in Oxford, die verhältnismäßige Ruhe in der Luft solle man nicht mißverstehen und nicht als eine Abschwächung der deutschen Kriegsanstrengungen ansehen. „Vielmehr", so sagte Balfour, „ist es wahrscheinlich die Stille vor dem Sturm und ein Vorbote eines neuen harten Schlages gegen unsere Widerstandskraft.

Ich glaube, daß wir, bevor wir durchgekommen sind, noch Versuche jeder Art von Waffen und Kriegsmaschinen erleben werden. Wir werden noch Schläge abzuwehren haben, mit denen verglichen die vorausgegangenen nur als eine leichte Berührung verschiedener ausgewählter Stellen in unserem Land erscheinen. Laßt uns niemals die Tatsache aus den Augen verlieren, daß wir, auch dann, wenn wir Mannschaften und Ausrüstungen auf Maßnahmen der Luft- und Seeverteidigung konzentrieren, niemals den Krieg damit gewinnen können. Nur die Offensive kann den Krieg gewinnen. In einer Verstärkung der Bombengeschwader liegt die Hauptwaffe, die unter Umständen die Achse auf die Knie zwingen wird. Wir müssen uns daran erinnern, daß viel größere persönliche Entbehrungen und Opfer von jedem einzelnen gefordert werden müssen, bevor wir durch sind. Es gibt gewisse Kreise in unserem Volk, die den Krieg noch kaum gefühlt haben und deren Leben ungefähr wie vorher weitergeht."

Die warnenden Worte des Unterstaatssekretärs stehen zu den üblichen Illusionsphrasen der britischen Propaganda in einem bemerkenswerten Gegensatz. Aus ihnen spricht die wachende Angst und Sorge vor der endgültigen Abrechnung, die auch das Ende der politisch-wirtschaftlichen Vormachtstellung und des persönlichen Wohllebens der plutokratischen Kriegsverbrecherclique bringen wird. Daher auch der von dämmernder Erkenntnis zeugende Satz, der auch von „denen, die den Krieg noch kaum gefühlt haben" Opfer verlangt. Dieser beschwörende Appell an den Opfersinn der britischen Geldsackkaste dürfte ebenso zu spät kommen wie der Schrei nach der Offensive, der in letzter Zeit immer verzweifelter ertönt. Wenn Mister Balfur in diesem Zusammenhang von einer notwendigen Verstärkung der Bombengeschwader als Hauptwaffe phantasiert, so möge er sich darüber keine Illusionen machen.

Deutschland hat die letzten Monate nicht verschlafen, und wird einer verstärkten RAF eine um das vielfach stärkere deutsche Luftwaffe gegenüberstellen. Im übrigen ist es eine dumme und größenwahnsinnige Selbsttäuschung der Engländer zu glauben, mit den gelegentlichen nächtlichen Ueberfällen der RAF-Bomber auf die deutsche Zivilbevölkerung den Ausgang des Krieges irgendwie beeinflussen zu können. Das plutokratische England wird seiner verdienten Vernichtung nicht mehr entgehen können.

Erfolgreicher Handelskrieg

Kriegsschiff in Uebersee versenkte 29 000 BRT., ein U-Boot 11 000 BRT.

Stuka vernichtete 3 000 BRT.

Berlin, 4. Febr. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Ein Kriegsschiff versenkte bei Operationen in überseeischen Gewässern 29 000 BRT. feindlichen Handelsschiffsraums.

Ein Unterseeboot meldet die Versenkung von zwei bewaffneten feindlichen Handelsschiffen mit zusammen 11 000 BRT.

Kampfflugzeuge griffen am 3. Februar kriegswichtige Ziele um London und in Südost-England erfolgreich an. Bei Maidstone trafen Bomben schweren Kalibers eine Fabrikanlage. Auf mehreren Flugplätzen wurden Hallen, Unterkünfte und eine große Zahl von Flugzeugen zerstört.

Ein Sturzkampfflugzeug versenkte vor Ramsgate ein Handelsschiff von 3000 BRT. durch Bombenvolltreffer.

Das Verminen britischer Häfen wurde fortgesetzt.

In der letzten Nacht griff die Luftwaffe Flugplätze und kriegswichtige Ziele in Ost-England mit guter Wirkung an.

Der Feind flog in das Reichsgebiet nicht ein.

Drei eigene Flugzeuge werden vermißt.

Italienische Torpedoboote gegen Geleitzug im Roten Meer

In Ostafrika feindlicher Angriff abgewiesen

Rom, 4. Febr. Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut:

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

An der griechischen Front durch schlechte Witterungsverhältnisse beeinträchtigte Artillerie- und Spähtrupptätigkeit.

In Nordafrika lebhafte beiderseitige Fliegertätigkeit.

In Ostafrika haben unsere Truppen an der Nordfront östlich von Agordat und Barentu eine neue Linie bezogen, auf der ein Angriff von Tanks und ein weiterer von gemischten englischen und italienischen Abteilungen glatt abgewiesen wurden, die auf dem Rückzug Waffen und Gefangene zurückließen.

An der Südfront haben unsere Dubat-Abteilungen (Eingeborenentruppen) feindliche Truppen angegriffen und zum Rückzug gezwungen, wobei sie ihnen empfindliche Verluste beibrachten.

Die Luftwaffe hat Luftangriffe auf einige Ortschaften von Eritrea sowie auf Mogadischo durchgeführt. Einiger Schaden und viele Opfer unter der Eingeborenenbevölkerung.

Ein englisches Flugzeug wurde abgeschossen. Zwei eigene Flugzeuge sind nicht zu ihren Stützpunkten zurückgekehrt.

In der Nacht zum 3. Februar sichteten unsere Torpedoboote auf einer Fahrt im Roten Meer einen durch Kreuzer und Torpedoboote stark gesicherten feindlichen Geleitzug. In entschlossenem Angriff wurden insgesamt neun Torpedos abgeschossen, von denen sieben die Schiffe trafen. Trotz heftiger feindlicher Reaktion gelang es unseren Einheiten, sich vom Feind zu lösen und unversehrt zu ihrem Stützpunkt zurückzukehren.

Frachter gesunken

Newyork, 4. Febr. Laut Associated Preß ist in der letzten Woche der britische Frachter „Urla" (5198 BRT.) 475 Meilen von der Küste Irlands entfernt torpediert worden und gesunken. Das Schiff kam von Kanada und hatte Kriegsmaterial an Bord.

„Dreimächtepakt ein Friedenspakt"

Erneute eindringliche Warnung Matsuokas an die USA.

Tokio, 4. Febr. Gelegentlich einer außenpolitischen Aussprache im Hauptausschuß des Unterhauses stellte der japanische Außenminister Matsuoka fest:

Der Dreimächtepakt ist ein Friedenspakt, der auf die Verhinderung des Krieges abzielt, einschließlich eines Krieges zwischen Japan und den USA.

Ueber die Beziehungen Japans zu den USA. erklärte Matsuoka: „Die künftige Außenpolitik Japans wird auf der Grundlage des Dreimächtepaktes geführt. Wenn die USA. oder andere dritte Staaten den Sinn dieses Paktes mißverstehen, so wünschen wir sie hierüber aufzuklären. Die Vereinigten Staaten verstehen Japans wahre Absichten nicht und machen sich über unsere Stärke falsche Vorstellungen. Deshalb wird es notwendig sein, den USA. die Stärke unserer Wehrmacht und unserer nationalen Kräfte deutlicher verständlich zu machen, gleichzeitig aber auch unsere Entschlossenheit. Wir haben nach Abschluß des Dreierpaktes eine Verschärfung der Einstellung der Vereinigten Staaten gegenüber Japan durchaus erwartet. Wir werden aber fortfahren, den USA. den Dreierpakt als Friedenspakt verständlich zu machen, der den Krieg verhindern soll."

„Absolute Siegesgewißheit"

Lissabon, 4. Febr. Ein soeben aus Deutschland zurückgekehrter bekannter südamerikanischer Schriftsteller hat in einer Unterredung mit dem Hauptschriftleiter der Lissaboner illustrierten Zeitschrift „A Esfera" sich über seine Eindrücke geäußert. Der Betreffende sagte u. a.: Die Moral des deutschen Volkes ist überall ausgezeichnet. Es herrscht eine absolute Gewißheit des Endsieges, ein fester Wille, diesen Sieg zu erringen, was für Opfer er auch immer kosten möge.

Ueber die Wirkung der englischen Luftangriffe auf deutsche Städte befragt, erklärte er, er habe ungefähr zwanzig dieser kleinen Einflüge selbst erlebt, aber jedesmal hätten sowohl er als seine Umgebung weniger auf die Gefahren geachtet, die von den Flugzeugen drohten, als auf das intensive und wirksame Feuer der deutschen Flak. Denselben Eindruck habe er in Hamburg gehabt. Eine große Stadt und ein großer Hafen könnten nicht dadurch in Trümmer gelegt werden, daß man einige Häuser zerstöre oder Teile der zahlreichen und ausgedehnten Hafenanlagen beschädige. Deutschland habe die Versorgung seines Volkes absolut sichergestellt und vorbildlich organisiert.

„Das deutsche Volk vertraut auf den Sieg", so schließt der neutrale Beobachter, „ohne zu wanken. Es ist ernst und gläubig bewußt der Verantwortung und Bedeutung dieses entscheidenden Ringens, das einen letzten Gegendruck ausgebeuteter Völker gegen eine kleine kapitalistisch-freimaurerisch-plutokratische Clique darstellt. Alles andere, nur nicht verlieren, das ist das Leitmotiv, das alle beherrscht."



Stukas kehren vom Feindflug übers Mittelmeer zurück
Nach erfolgreichem Feindflug über dem Mittelmeer kehren deutsche Stukas zurück. Unter sich haben sie die herrliche Landschaft am Mittelmeer. (PK.-Rechenberg-Scherl / M.)

Totale Blockadezone

(Schluß von der 1. Seite.)

hinaus begleiten, sie dort entlassen und die heimkehrenden Geleitzüge erwarten und in englische Häfen zurückbringen. Auf der Route nach Kanada und Nordamerika ist der Schutz leichter, als auf den Wegen nach Gibraltar, nach Afrika oder Südamerika, weil man hier an der Küste entlangfahren muß. Von den französischen Atlantikhäfen aus können, wie ein Blick auf die Karte lehrt, die britischen Seewege gut flankiert werden. Die deutschen See- und Luftstreitkräfte können von dort aus ohne langen Anmarsch ihre lohnenden Operationsgebiete aufsuchen und den Gegner am Lebensnerv packen. Die totale Blockadezone, dieser Griff an Englands Gurgel, um England schneidet sämtliche Seewege ab und nimmt England so die letzte Möglichkeit, seine Versorgung zu sichern. England ist blockiert, während Europa seine selbstversorgenden Wirtschaftskräfte organisiert.

Der Einfluß des Krieges auf den transatlantischen Seeverkehr ist überaus stark. Der vorher außerordentlich starke Fahrgastverkehr ist fast ganz zum Erliegen gekommen. Die Vereinigten Staaten haben ihre Schiffahrt in die Kriegszone nach Westeuropa eingestellt, nur einige Linien werden nach Spanien und Portugal aufrechterhalten wie auch die spanischen und portugiesischen Reedereien die einzigen in Europa sind, die noch einen Verkehr mit Nordamerika durchführen.

Auf dem Südatlantik haben sich insofern interessante Verlagerungen ergeben, als der britische Mittelmeerverkehr, als Folge der militärischen Entwicklung in diesem Seegebiet, wieder auf die Kaproute umgelegt wurde und damit der Zustand eingetreten ist, der vor der Eröffnung des Suezkanals bestanden hat. Der ganze englische Schiffsverkehr nach Indien, Australien und dem Fernen Osten, aber auch nach Aegypten und dem Persischen Golf, muß den zeitraubenden Weg um das Kap benutzen. Auch die britischen Armeen in Nordafrika werden auf diesem Umweg versorgt. Die Schiffsraumnot zwingt England, immer mehr Handelsschiffe aus anderen Meeren in den atlantischen Verkehr einzusetzen, während die Amerikaner den Platz der britischen Schiffahrt einnehmen. Am 1. Dezember 1940 waren auf den regulären Strecken des Pazifik schon die Hälfte der britischen Dampfer ausgefallen. Der englische Schiffsraum auf den Hauptstrecken dort betrug im Dezember nur noch 204 000 gegen 417 000 BRT bei Kriegsausbruch. Die USA-Schiffahrt verstärkt dagegen ihren Dienst auch nach Südamerika und nach Süd- und Ostafrika, wobei ebenfalls die englische Tonnage ersetzt wird, die überall gezwungen wird, das Feld zu räumen.

Den Engländern mag die heutige Entwicklung bereits sehr zu denken geben. Sie wissen daß ihre Seeherrschaft auf dem Nordatlantik eine Vorbedingung ihrer Existenz ist, und daß eben diese Herrschaft von den deutschen Streitkräften erfolgreich angegriffen und zerstört wird. Das Kriegsende wird ungeahnte weitragende Probleme der atlantischen Beziehungen und Schiffahrt offenlassen. Bei der Lösung dieser Fragen wird auch das Großdeutsche Reich zugegen sein mit einer starken deutschen Handels- und Kriegsmarine.

„Verluste schon größer als der Ersatz"

Schiffahrtsminister Croß muß bedrohliche Abnahme der Tonnage zugeben

Stockholm, 4. Febr. Während Unterstaatssekretär Balfour die britische Oeffentlichkeit vor neuen schweren Schlägen der deutschen Luftwaffe warnen zu müssen glaubt, gab der britische Schiffahrtsminister Croß auf einer Versammlung in London einen ebenso pessimistischen Ausblick von der Lage.

Auch er erwartet „irgendwelche gigantischen Anstrengungen seitens des Feindes" und meinte, es wäre unangebracht, annehmen zu wollen, daß die augenblickliche Verminderung der Schiffsverluste, die er feststellen zu können glaubt, dauernd sein werde. Vielmehr müsse man damit rechnen, daß schwere Verluste auch in Zukunft eintreten werden. Mit dem „Beitrag" der alliierten Handelsflotte — die England bekanntlich skrupellos überall zusammengeraubt hat — und mit dem Ankauf von alten Schiffen aus den USA könne in Zukunft nicht mehr gerechnet werden.

So kommt Croß letzten Endes zu dem für England katastrophalen Ergebnis, daß die Verluste der britischen Handelsflotte jetzt schon größer als der Ersatz sind.

England stehe gegenwärtig einer Abnahme seiner Handelsflotte gegenüber und würde einen harten Kampf zu bestehen haben, bevor seine Stärke wieder zugenommen habe, wobei sich Croß in vagen Hoffnungen über die Hilfe der Vereinigten Staaten erging.

Die deutsche Kriegsmarine wird mit der Luftwaffe vereint die britische Handelsflotte auf allen Meeren zerschlagen. Im Frühjahr wird nach der Ankündigung des Führers der U-Bootkrieg beginnen. Zahllose Schiffe werden auf den Meeresgrund versinken, so daß der Schwund der britischen Tonnage trotz etwaiger amerikanischer Hilfe immer unaufhaltsamer und schließlich tödlich werden wird.

Großbritanniens äußerst kritische Versorgungslage

Rom, 4. Febr. Mit dem jüngsten Erwerb alter amerikanischer Schiffe ist, wie Agenzia Stefani in einer Betrachtung zu Großbritanniens kritischer Versorgungslage feststellt, die günstige Periode abgeschlossen, in der England auf eine Vergrößerung seiner Handelstonnage hoffen konnte, während bereits in relativ kurzer Zeit gewaltsam requirierter Schiffsraum von über 7 bis 8 Millionen Tonnen wieder verloren ging. Von den England bei Kriegsbeginn zur Verfügung stehenden insgesamt 21,3 Millionen Tonnen müsse man, wie Stefani sodann im einzelnen ausführt, über 4 Millionen für die ausschließlichen Bedürfnisse des Imperiums abziehen, so daß Großbritannien über rund 17 Millionen Tonnen und darunter nur 3 Millionen Tanker verfügte. Hierzu kamen 7 bis 8 Millionen Tonnen requirierter Handelsschaffsraumes, so daß England über insgesamt 25 Millionen Tonnen verfügen konnte.

Diese Zahl könnte allerdings als eine gewaltige Ziffer angesehen werden, wenn man nicht, wie beispielsweise der englische Admiral Creswell selbst schrieb, berücksichtige, daß die ganzen Rohstoffe, vor allem auch Oel, Naphta und Benzin sowie eine Unmenge Lebensmittel, von Uebersee einführen müsse, so daß die 17 bis 21 Millionen Tonnen für die Bedürfnisse in Friedenszeiten knapp ausreichten. Umso schwieriger sei daher heute die Lage, nachdem von den 25 bis 28 Millionen Tonnen bereits 10 Millionen versenkt wurden. Dazu komme, daß Englands Bedarf an Rohstoffen und Kriegsmaterial sowie an Maschinen und Produkten, die die britische Kriegsindustrie auf Grund des Trommelfeuers der deutschen Luftwaffe nicht mehr im früheren Rhythmus herzustellen vermag, sich vervielfacht habe, während die Transportmöglichkeiten beträchtlich verringert wurden.

Deshalb habe sich England mit einem dringenden Hilferuf an die Vereinigten Staaten gewandt, könne aber im Höchstfall 500 000 Tonnen alter Schiffe erhalten, die es zudem mit Gold aufwiegen müsse. Was die Neubauten anbelange, so könne England frühestens in elf Monaten die ersten der 60 versprochenen amerikanischen Dampfer erhalten, zumal ein Teil der Werften erst gebaut werden müsse. England selbst vermag seine Verluste durch Neubauten gleichfalls nicht auszugleichen, da seine Werften zu 70 Prozent für die Kriegsmarine und nur zu 30 Prozent für die Handelsmarine arbeiten können. Und dies umsomehr, da es bereits 565 440 Tonnen seiner Kriegsflotte verlor. Dazu komme ein offensichtlicher Mangel an Spezialarbeitern. England könne auch jetzt nicht, wie während des Weltkrieges, zu Serienkonstruktionen übergehen.

Englands Lage stellt sich, wie Stefani abschließend betont, vor Beginn des Frühjahrs äußerst kritisch da, das, wie der Führer in seiner jüngsten Rede erklärte, „eine neue Aktion zur See bringen und beweisen wird, daß Deutschland nicht geschlafen hat."

Erkenntnisse, die zu spät kommen

Newyork, 4. Febr. In der Monatsschrift für die Mitglieder des Georgsordens erklärte Lord Queensborough, die erste Lektion, die England aus diesem Kriege lernen müsse, sei die Notwendigkeit der Rückkehr zu einfachem Leben. Die Aera der Cocktails und Kitschfilme und der Tanzhallen und Landstraßenhotels sei untergegangen. Die neue Zeit, zu der sich Europa durch Blut und Feuer durchringe, werde die Mußestunden besser zu verwenden wissen.

Der Untergang des „Acheron"

London gibt die Verluste beim Untergang des Zerstörers bekannt

Newyork, 4. Febr. Wie in London amtlich bekanntgegeben wird, sind bei dem Untergang des Zerstörers „Acheron" 154 von insgesamt 169 Besatzungsmitgliedern umgekommen. Die seinerzeitige Mitteilung über den Verlust des Zerstörers enthielt keinerlei Einzelheiten.

Smuts muß sich entschuldigen

Seine Söldner zur Ordnung gerufen

Newyork, 4. Febr. Wie Associated Preß aus Kapstadt meldet, sah sich der Englandknecht Smuts gezwungen, eine Untersuchung der Ursachen der Unruhen in Johannesburg anzukündigen und Entschädigung für Sachschaden zu versprechen. Smuts sah sich bezeichnenderweise vorher gezwungen, die Truppen in einem Sonderbefehl aufzufordern, „sich ordentlich zu betragen"!

Der United Preß zufolge sind bei den Unruhen insgesamt 230 Personen mit Verletzungen in die Krankenhäuser gebracht worden. Das Urlaubsverbot für die Truppen bleibt aufrechterhalten.

Gestörte Plutokratengeschäfte

Stockholm, 3. Febr. Ueber eine bemerkenswerte Auswirkung des großen deutschen Luftangriffs auf die Londoner City hat neulich die „Financial Times" berichtet. Das Blatt teilte mit, daß dieser Luftangriff zu einem für die britischen Aktionäre äußerst unglücklichen Zeitpunkt, nämlich in der Nacht vom 29. zum 30. Dezember 1940 erfolgte, während für den 30. und 31. Dezember nicht weniger als 170 Aktiengeschäfte in der City ihre Jahresversammlungen abhalten wollten. Es seien dies ausgerechnet die mit Generalversammlungen stärkstens belegten Tage des Jahres gewesen und der deutsche Angriff habe zur Folge gehabt, daß fast alle diese Versammlungen allein schon wegen der Zerstörung der Versammlungsräume und der Vernichtung der Papiere und Bücher hätten verlegt werden müssen. Offenbar sind also diesem Eingeständnis der „Financial Times" zufolge die britischen Aktionäre und Dividendensammler durch diesen erfolgreichen deutschen Luftangriff fühlbarer denn jemals zuvor vom Krieg betroffen worden.

Wichtiges in Kürze

Berlin. Der Führer verlieh dem Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schnee aus Anlaß der Vollendung seines 70. Lebensjahres den Adlerschild des Deutschen Reiches mit der Widmung „Dem deutschen Kolonialpionier".

Berlin. Professor Dr. August von Parseval wird am 5. Februar 1941 80 Jahre alt. Die Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung verlieh ihm aus diesem Anlaß in Würdigung seiner Pionierleistungen auf dem Gebiet der Luftschiffahrt die Lilienthal-Denkmünze.

Berlin. Als Gast der Reichshauptstadt traf heute der Bürgermeister von Budapest, Dr. Karl Szendy, in Berlin ein.

Rom. Nach Meldungen der Abendpresse hat Italiens Luftwaffe in 90 Kriegstagen 157 Feindflugzeuge abgeschossen, bei einem Eigenverlust von nur 20 Maschinen.

Bern. Nach der Londoner „Daily Mail" werden alle „befreundeten" Ausländer in Kürze in England eingezogen, um für Großbritannien zu arbeiten oder zu kämpfen.

Schanghai. Japanische Armeeeinheiten landeten heute an der Südküste der Kwantung-Provinz, um die Zufuhrstraße von der Mirsbucht zu unterbinden.

Stockholm. Nach einer Reuter-Meldung begab sich Wendell Willkie am Dienstag auf dem Luftwege nach Dublin, wo er eine Unterredung mit de Valera haben soll.

Bukarest. Gesandter von Killinger überreichte gestern nachmittag König Michael in Anwesenheit des Staatsführers Antonescu sein Beglaubigungsschreiben.

Wien. In der Zeit vom 7. bis 9. Februar wird die Reichsjugendführung eine Arbeitstagung der Gebietsführer und Obergauführerinnen des Reiches in Wien abhalten.

Oslo. Reichsjugendführer Axmann besuchte in Begleitung des Stadtkommandanten den deutschen Heldenfriedhof in Oslo und legte einen Kranz nieder.

Newyork. Der Luxusdampfer „Manhattan", der am 12. Januar an der Küste von Florida strandete, konnte nach dreiwöchigen Anstrengungen wieder flott gemacht werden.

Gedenkfeier für Wilhelm Gustloff

Kranz des Stellvertreters des Führers niedergelegt

Schwerin, 4. Febr. Dienstagmittag fand aus Anlaß der fünften Wiederkehr des Todestages Wilhelm Gustloffs im Ehrenhain der Partei in Schwerin eine schlichte Gedenkfeier im Beisein des Gauleiters Friedrich Hildebrandt statt.

Vor der Gauschule versammelten sich die Vertreter der Auslandsorganisationen der NSDAP und die Ehrengäste aus Partei, Staat und Wehrmacht. Von dort aus begann der Schweigemarsch zum Ehrenhain. An der Spitze des Zuges marschierten die Kranzträger. Am Grabe Wilhelm Gustloffs hielten vier Politische Leiter und vier SA-Männer die Ehrenwache. Gauleiter Hildebrandt legte als ersten Kranz den des Stellvertreters des Führers Rudolf Heß am Grabe nieder, anschließend seinen eigenen Kranz. Unter den weiteren zahlreichen Kranzspenden sah man u. a. die Kränze des Gauleiters Bohle, des Stabschefs der SA Lutze, des Reichsführers SS Himmler, des Korpsführers Hühnlein und des NS-Fliegerkorps.

Ungarns neuer Außenminister

Budapest, 4. Febr. **Der bisherige ungarische Gesandte in Bukarest, Laszlo von Bardossy, wurde zum ungarischen Außenminister ernannt.**

Ueber Kairo und dem Suez-Kanal

Deutsche Bomber über den Wüsten Afrikas

Von Kriegsberichter Müllner

. . . ., 4. Febr. (PK) „Also ist alles klar!" ruft der strenge, aber immer gut gelaunte Staffelkapitän nach der Einsatzbesprechung. „Hat noch jemand eine Frage?" Niemand meldet sich.

Nach stärkerem Frühlingsgewitter scheint jetzt wieder die strahlende sizilianische Sonne. Wir dürfen starten. Flugzeuge rollen nacheinander über das Feld und verschwinden. Schon nach wenigen Minuten befinden wir uns über dem azurblauen Meer.

Ein erhebendes Schauspiel bietet die liebliche, immergrüne Insel, an deren Küste wir entlangfliegen, mit ihren Orangen- und Zitronenhainen, mit ihren Zedern und schlanken Zypressen. Wir steigen höher und höher. Von der Ferne grüßt der majestätische Aetna, dessen schneebedeckter Gipfel von einer Wolke gekrönt ist. Aber bald sehen wir nur noch den tiefblauen Spiegel des Meeres.

Nach einer halben Stunde deutet der Beobachter nach links, wo in beträchtlicher Entfernung ein Schiff auftaucht, um bald wieder zu verschwinden. Wahrscheinlich ein englisches Kriegsschiff, meint der Flugzeugführer. Malta liegt in der Nähe, der von England hartnäckig verteidigte Stützpunkt.

Unaufhaltsam braust unser Vogel über das weite, einsame Meer. Nach einigen Stunden entdecke ich am fernen Horizont einen silbernen Streifen, der immer näher kommt. „Hurra!" ruft der Flugzeugführer. Das ist die afrikanische Küste.

Bald überfliegen wir verstreut liegende Siedlungen, zwischen Palmenhainen gebettet. Bevor ich es noch richtig erfasse, zieht unter uns der rötlich-braune Sand der libyschen Wüste hinweg.

Der Abend ist längst hereingebrochen, und der glühend rote Sonnenball versinkt im Westen. Leise und geheimnisvoll breitet die afrikanische Nacht ihren Schleier über das italienisch-englische Schlachtfeld, dem wir uns jetzt nähern. Schon vorher spüren wir den Pulsschlag der Front. Wir sehen zahlreiche italienische Jäger und Kampfflugzeuge. Ein ununterbrochenes Starten und Landen auf den Flugplätzen. Auf den Wüstenstraßen sehen wir regen Autoverkehr in beiden Richtungen. Schwere Traktoren schleppen Lastzüge mit dem verschiedenartigsten Gerät. Wir erkennen Straßensperren, zahlreiche Arabersiedlungen. Hin und wieder entdecken wir ein Wüstenfort, umgeben von Drahtverhauen, Batteriestellungen und MG-Nestern. Jetzt aber, wo wir die eigentliche Front überfliegen, können wir gar nichts mehr erkennen. Es ist stockdunkle Nacht geworden. Ab und zu blitzen Mündungsfeuer auf und krepieren einschlagende Granaten. In der Gegend von Tobruk wird heftig gekämpft.

Etwas weiter sehen wir einen erleuchteten Flugplatz so deutlich, daß wir sogar die Startbahn erkennen. Man hat uns oder unsere Kameraden gehört, denn plötzlich flammen Scheinwerfer auf. An der Araberbucht ist es schon ein stattliches Bündel geworden. Wir müssen ganz tief heruntergehen, um uns zu orientieren.

Wir nehmen jetzt Kurs auf Suez. Bald muß der Nil kommen. Alles späht nach unten; denn hier ist ein Streifen zu erkennen. Ist es der Nil? Anscheinend nicht, denn das dunkle Band hat eine andere Richtung. Also wieder nichts. Blauschwarz grüßt uns die Wüste.

In beträchtlicher Entfernung leuchten wieder Scheinwerfer auf, die sehr rasch an Zahl zunehmen. Als wir näherkommen, zähle ich nach und nach 30—35 Stück. Immer mehr werden es.

Das kann nur Kairo sein. Leutnant M. ist ein Draufgänger. Es steuert sein Flugzeug mitten hinein in den grellen Dom. Einer der Scheinwerfer hat uns erfaßt, doch gleich wieder verloren. Jetzt können wir den Nil erkennen. Wir sehen das Knie und die Insel mit den Nilbrücken. Rechts querab muß Gizeh liegen. Wahrscheinlich stehen einige Scheinwerfer auf den Pyramiden. Wieder greift ein Lichtarm nach uns. Wir sind einen Augenblick geblendet. Durch ein Manöver des Flugzeugführers entwinden wir uns dem Fangarm.

Es ist ein aufregendes Spiel. Wie schade, daß kein Mond scheint und wir von der romantischen Kalifenstadt mit ihren Minaretten und Moscheen nichts erkennen können. Doch die Engländer lassen uns keine Zeit zur Ueberlegung. Sie haben uns wieder mit einem Lichtbündel eingefangen und beginnen zu schießen.

Wir passen auf wie die Schießhunde, daß wir die Wasserstraße nicht verfehlen. Dennoch ist es nicht leicht, sie zu finden. Wir geistern über die nubische Wüste und drücken auf das Rote Meer hinunter, dorthin, wo die Bucht immer enger wird. Rechts liegt die Halbinsel Sinai. Hier irgendwo muß nun der Kanal beginnen.

Plötzlich schießen erneut Dutzende von Scheinwerfern ihr grelles Licht in den Nachthimmel und ein wütendes Flakfeuer begrüßt uns.

Ich sehe, wie ein Lichtkegel einen Staffelkameraden erfaßt hat. Dieser wirft jetzt eine Bombe größten Kalibers. Sie fällt auf die Kaimauer neben dem Kanaleingang. Eine ungeheure Detonation ist bis in unsere Maschinen zu hören.

In diesem Augenblick hört die Flak auf zu schießen. Da — was ist das? Unsere Augen versuchen die Nacht zu durchdringen. Jetzt sehen wir vier, nein fünf Sperrballone. Blitzschnell kurven wir nach rechts, weichen aus. Unser Vordermann scheint die Sperre nicht gesehen zu haben und fliegt geradeaus drauf los. Wir halten den Atem an. Gott sei dank, es ist nichts passiert.

Wir schlängeln uns nun rechts an Suez vorbei, kurven dann wieder links und fliegen den Kanal zurück, der sich im kleinen und großen Bittersee verliert. Die Fortsetzung des Kanals können wir zunächst nicht finden. Wir gehen tiefer und suchen nach dem Ziel, auf das wir unsere Bomben zu werfen haben. Wenige Meter über den Dächern brausen wir über die vielfach beleuchtete Stadt Ismailia. Bald haben wir den Kanal wieder gefunden. Leutnant M. ist äußerst gewissenhaft und will die Bomben haargenau abwerfen. Hier links in der Wüste sind mehrere beleuchtete Zelte; wahrscheinlich hausen Wachen darin. Wir fliegen so dicht vorbei, daß die Zeltplane, vom Propellerstrahl erfaßt, aus ihrer Verankerung gerissen davonwirbeln.

Endlich haben wir auch geworfen. Haarscharf sitzen die Bomben im Ziel, und jetzt geht es heimwärts. Port Said schickt uns wütendes Flakfeuer nach, kann uns jedoch nicht erreichen. Stundenlang dröhnen die Motore ihr gleichmäßiges Lied. Wohlbehalten kehren alle Maschinen wieder zurück.

eitern. England könne
während des Weltkrieges,
nen übergehen.
ge stellt sich, wie Stefani
vor Beginn des Frühjahrs
da, das, wie der Führer
Rede erklärte, „eine neue
gen und beweisen wird, daß
schlafen hat."

ie zu spät kommen

In der Monatsschrift für
Georgsordens erklärte Lord
h, die erste Lektion, die
Kriege lernen müsse, sei
er Rückkehr zu ein-
Die Aera der Cocktails und
r Tanzhallen und Land-
rgegangen. Die neue Zeit,
urch Blut und Feuer durch-
Lußestunden besser zu ver-

ng des „Acheron"

Verluste beim Untergang
törers bekannt

Wie in London amtlich
, sind bei dem Untergang
eron" 154 von insgesamt
edern umgekommen. Die
ung über den Verlust des
einerlei Einzelheiten.

uldigen

diesem Eingeständnis der
zufolge die britischen
endensammler durch diesen
en Luftangriff fühlbarer
m Krieg betroffen worden.

es in Kürze

führer verlieh dem Gouver-
rich Schnee aus Anlaß
es 70. Lebensjahres den
chen Reiches mit der Wid-
n Kolonialpionier".

or Dr. August von Par-
ebruar 1941 80 Jahre alt.
haft für Luftfahrtforschung
em Anlaß in Würdigung
en auf dem Gebiet der
ienthal-Denkmünze.

Gast der Reichshauptstadt
meister von Budapest, Dr.
Berlin ein.

ungen der Abendpresse hat
in 90 Kriegstagen 157
hossen, bei einem Eigen-
laschinen.

Londoner „Daily Mail"
eten" Ausländer in Kürze
gezogen, um für Groß-
n oder zu kämpfen.

Japanische Armee-
n heute an der Südküste
nz, um die Zufuhrstraße
unterbinden.

ach einer Reuter-Meldung
illkie am Dienstag auf
ublin, wo er eine Unter-
haben soll.

ndter von Killinger
achmittag König Michael
Staatsführers Antonescu
reiben.

eit vom 7. bis 9. Februar
ugendführung eine
bietsführer und Obergau-
es in Wien abhalten.

endführer Axmann be-
des Stadtkommandanten
riedhof in Oslo und legte

er Luxusdampfer
r am 12. Januar an der
andete, konnte nach drei-
en wieder flott gemacht

Wilhelm Gustloff

ertreters des Führers
ergelegt

Dienstagmittag fand aus
Wiederkehr des Todestages
ffs im Ehrenhain der
ne schlichte Gedenkfeier im
ters Friedrich Hilde-

versammelten sich die Ver-
ganisationen der NSDAP
aus Partei, Staat und
aus begann der Schweige-
An der Spitze des Zuges
anzträger. Am Grabe
lten vier Politische Leiter
die Ehrenwache. Gau-
t legte als ersten Kranz
des Führers Rudolf Heß
schließend seinen eigenen
eiteren zahlreichen Kranz-
a. die Kränze des Gau-
Stabschefs der SA Lutze,
Himmler, des Korps-
und des NS-Fliegerkorps.

r Außenminister

ebr. **Der bisherige un-**
Bukarest, Laszlo von
zum ungarischen Außen-

Schani gibt Fliegeralarm

Wahre Geschichte von einem U-Bootshund

Die deutschen U-Bootmänner, die im Weltkrieg nach schweren und erfolgreichen Fahrten im österreichischen U-Bootshafen in der Bocche von Cattaro eine zweite Heimat gefunden hatten, werden sich alle an Schani erinnern, den U-Bootshund! Es war ein eigener Kerl, dieser kleine Foxl, und ich wage zu behaupten, daß er der gescheiteste Hund war, den es jemals auf Schlachtschiffen, Zerstörern und anderen Fahrzeugen der Kriegsflotte gab, sondern er war überhaupt das gescheiteste Tier, daß man sich denken konnte. Klein und frech, ja das war er, aber klug . . .!

Er war nicht eingeschifft, der Schani. Nein, auf U-Booten braucht man jede Mütze voll Sauerstoff. Aber er machte Dienst auf der U-Bootsstation in der Bucht von Teodo. Sein Dienst bestand darin: Sechs Uhr morgens Besuch auf dem Wohnschiff. Wecken der dienstfreien Mannschaften, Besuch in den Kabinen der Offiziere. Sieben Uhr: Musterung in der Küche. Persönliches Kosten aller Speisen, die für Mannschaften der österreichischen und deutschen Kriegsmarine bestimmt waren. Zehn Uhr: Beaufsichtigung der badenden U-Bootmänner, deren Boote auf Ueberholung in der Station lag. 12 Uhr: Mäusejagd in den Depots.

Sein Hauptdienst bestand aber in etwas ganz anderem. Schani saß am Strand und beobachtete das Wachtschiff „Kaiser-Franz-Josef", das vor dem Fort Manula lag, an der Einfahrt in die Bocche.

Wenn auf dem Wachtschiff das Signal in die Höhe stieg: „Heimkehrendes U-Boot im Anlauf", spitzte Schani die Ohren. Vielleicht waren es auch nur die Töne der Musikkapelle, die auf dem „Erzherzog Karl" oder auf der „Helgoland" angetreten war, um das heimkehrende U-Boot zu begrüßen.

Jedenfalls sprang Schani in dem Augenblick ins Wasser, in dem das einlaufende U-Boot vom Wachtschiff gemeldet wurde, und schwamm diesem entgegen. Schani wußte, auf welchem Kurse das U-Boot einlief, er kannte die Strömung und wußte genau, welchen Winkel er vorhalten mußte, um genau in der Mitte der Einfahrt auf das U-Boot zu stoßen. Er wußte auch, daß er sich höllisch vor den runden Dingern in Acht nehmen mußte, die unter ihm schimmerten, wenn er abseits von seinem erprobten Hundekurs kam. Denn das waren böse Dinger, und sie gingen in die Luft, wenn man sie berührte. Schani hatte dies schon mehrmals beobachtet . . .

Wenn jetzt das U-Boot quer in seinem Kurse lotete, wurde der Maschine langsam voraus befohlen. Mit seinen Vorderbeinen krallte sich Schani am Außentank des Bootes an, und dann hatte ihn schon einer der Matrosen in die Höhe gezogen. Schweifwedelnd lief er von einem zum anderen, bellte, sprang an den Leuten hinauf. Er war stolz, daß er die braven U-Bootmänner früher begrüßen konnte als der Admiral.

Dann war natürlich auch der Koch zur Stelle, Schani durfte sich persönlich davon überzeugen, was man für gute Leckerbissen von den englischen Dampfern heruntergeholt hatte, die im blauen Mittelmeer versenkt worden waren.

Das war aber noch lange nicht alles. Schani hatte viel mehr zu tun, viel wichtigeres!

Nur in seiner Freizeit begnügte er sich damit, die großen Schildkröten zu jagen. Wenn er eine erwischt hatte, rollte er sie mit den Vorderpfoten, sich dabei auf die Hinterbeine stellend, den Strand hinab ins Wasser. Nicht genug damit, er sprang ihnen nach, rollte sie im Wasser herum und kroch auf sie hinauf. Es war wirklich allerliebst anzusehen.

Aber das war wie gesagt nur in seiner Freizeit. Denn Schani saß sonst stundenlang auf einer Anhöhe und beobachtete den Himmel. Und wenn dort weit, weit am Horizont für das menschliche Auge kaum sichtbar, einer der englichen Flieger kam, die von Korfu oder von anderen Stützpunkten aus der Bocche einen Besuch abstatten wollten, dann begann Schani zu heulen und zu bellen.

Vielleicht war ihm das Alarmblasen im Anfang auf die Nerven gegangen, und Schani hatte beobachtet, daß regelmäßig nach dem Alarmblasen die großen, brummenden Vögel kamen und daß man dann manchmal ordentlich die Beine an sich reißen mußte, wenn die Bomben irgendwo ins Wasser oder in die Felsen fielen.

Später aber entdeckte Schani die Flieger früher als die Horchposten. Man konnte sich auf ihn verlassen. Wenn Schani Fliegeralarm gab, kamen die Flieger angeflogen, auch wenn man sie noch nicht hörte. Denn damals gab es noch nicht die großartigen Horchgeräte, die wir heute besitzen.

Und man verließ sich auf Schani! Man gab Alarm, wenn er loslegte, die U-Boote zerstreuten sich in der Bucht von Teodo in allen Richtungen, um nicht getroffen zu werden, und dann übertönte das Bellen der Flak die Stimme Schanis, obwohl sie gar nicht so zart war und einmal sogar den Admiral auf fünfhundert Meter Entfernung nicht den wohlverdienten Schlaf finden ließ.

Er hat kein Verdienstkreuz bekommen, der brave Schani, weil das nicht anging, und er wurde auch nicht in Stein ausgehauen. Aber die deutsche und österreichischen Seeleute in der Bocche werden ihm ein treues Angedenken bewahren.

Th.

Da sträubt sich die Feder!

Aeußerungen vor Behörden

„Der Dieb trat aus der Tür und ich plötzlich vor ihn hin, wodurch er aus der Geistesgegenwart geriet und ich so einer Gegenwehr aus dem Wege ging, welche unangenehme Begleitumstände für mich gehabt hätte, da der Mann sich eines starken Körperbaues erfreut und ich von minderwertiger Körperstatur bin bzw. bereits beim Militär linker Flügelmann war. Aber es gelang mir in diesem Augenblick mittels eines Brettes, das von mir auf seinen Kopf niederging, den Mann zum Niederlegen zu bringen, zu fesseln und so der Gerechtigkeit in den Arm zu legen."

„Ich beantrage sofortige Verhaftung und Verurteilung des Eusebius Finkenschlag, meines Untermieters, wegen Heiratsschwindels, der sich zuerst als schutzlose Witwe mein Herz erschlich und nun zum Ersten ausziehen will und somit mich übers Ohr und außerdem noch wiederholt meine braven Kinder gehauen hat."

„Ich fragte den Mann: Was haben Sie da in dem Rucksack? Er entgegnete: Das geht niemand was an, rutschen Sie mir gefälligst den Buckel herunter! Nachdem dies geschehen war, nahm ich die Verhaftung vor."

„Leider bin ich gegen meinen Willen von meinem Vater mit Alkohol beerbt worden, habe aus diesem Grunde bei der Tat einen unheimlichen Einfluß gehabt und bitte um gemilderte Umstände."

Sonderliche Bekanntmachungen

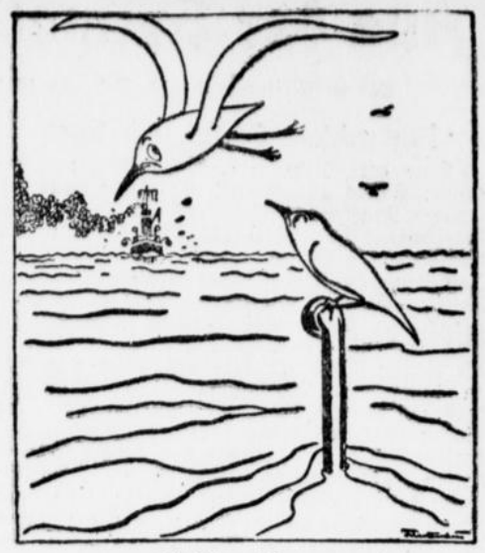
„Derjenige, der denjenigen, der den Zaun, der die Wiese, die Eigentum der Gemeinde ist, worauf die Schafe, welche dem Torfbauer gehören, weiden, begrenzt, eingerissen und beschädigt hat, namhaft machen kann, wolle sich gegen Belohnung auf dem Gemeindeamt melden."

„Es wird hiermit davor gewarnt, nicht den Rasen zu betreten, noch darauf Spuren zu hinterlassen, die schon der öffentliche Anstand verbietet."

„Die Autofahrer werden gebeten, den Ort möglichst langsam zu passieren, um keine Hühner, Gänse oder Schweine zu überfahren. Einerseits haben diese keinen Verstand und können sich nicht verteidigen, anderseits bitten wir, ihnen gegenüber Nächstenliebe zu üben."

„Den geehrten Museumsbesuchern zur Kenntnis, daß diese Glocke nur geläutet wurde bei Feuersbrunst, Ueberschwemmung, beim Besuch des Landesherrn oder ähnlichen öffentlichen Unglücken."

Gesammelt von A. Jasper.



Richtige Ahnung

„Warum kommst du denn nicht zu dem Dampfer hin?"

„Ich habe Angst, der fliegt gleich in die Luft!" (Zeichnung: Fürstenau, M.)

Wilfried, mein kleiner Freund

Von Karl Wallbrecher

Wie wir uns kennen lernten? Ja, das war so. An einem Sonntagnachmittag beabsichtigte ich, einen kleinen Rundgang durch die Anlagen der Stadt zu machen. Ich befand mich gerade an einer Straßenkreuzung, als ein Personenwagen nahte, vor dem ein kleiner Junge die Straßen noch überqueren wollte. Durch die Geistesgegenwart des Fahrers wurde ein größeres Unglück verhütet. Das Kind erreichte rechtzeitig den Bürgersteig, kam aber dort zu Fall und erlitt eine kleine Kopfverletzung. Ich hob den kleinen Kerl auf und nahm ihn mit zu meiner Wohnung. Nachdem ich die Wunde ausgewaschen und dann einen Notverband angelegt hatte, erholte er sich noch eine Weile, währenddessen er mir erzählte, daß er Wilfrid heiße, fünf Jahre alt wäre und ganz in der Nähe meiner Wohnung zu Hause sei. Na, ich entließ ihn nach geraumer Zeit mit den besten Wünschen und mit einem schönen Gruß an seine Eltern. Seitdem sind wir Freunde geworden. Recht oft treffe ich ihn und dann erzählt er mir in seinem lieblichen Plauderton das Neueste vom Tage.

Kürzlich traf ich ihn wieder, meinen kleinen Freund, und nach der üblichen Begrüßung sagte er: „Onkel, ich sollte Dir auch einen schönen Gruß bestellen von meiner Mutti und sie dankte auch herzlich, weil Du mir neulich so nett geholfen hast". „Schon gut, Wilfried", erwiderte ich, „es freut mich, daß die Wunde an Deinem Köpfchen nun wieder verheilt ist. Wenn Du Zeit hast und Deine Mutti weiß, wo Du Dich aufhältst, kannst Du mich ein wenig begleiten, ja?" — „Doch, Onkel", antwortete Wilfried, „Mutti hat gesagt, ich sollte um fünf Uhr wieder daheim sein." Ich zog einige Bonbons aus meiner Tasche hervor, die ich zufällig bei mir trug und gab sie ihm. Mit einem dankbaren Lächeln quittierte er den Empfang und begann nun in seiner kindlichen Art zu plaudern.

„Nun wirst Du ja auch bald zur Schule kommen und dort fleißig lernen müssen, nicht wahr?", sagte ich. „Ja", erwiderte er, „das hat der Vati auch gesagt, dort müßte ich gut aufpassen, damit er sich nicht zu ärgern braucht". Ich lachte und Wilfried lachte mit. „Da hat Dein Vati ganz recht, wenn er das gesagt hat; Du willst doch sicherlich mal später ein tüchtiger Mann werden, nicht wahr?" Wilfried nickte zustimmend, wobei er mit einem Schmunzeln an seinem Bonbon lutschte. „Wenn ich groß bin", fuhr Wilfrid fort, „möchte ich solch ein Auto haben, wie das da drüben", dabei zeigte er auf einen an der Straße stehenden Personenwagen, „aber der Vater hat gesagt, jetzt wäre ich noch zu klein, und wir hätten auch kein Oel (womit er Benzin meinte). Das müßten die Flieger jetzt gebrauchen." „Das stimmt schon, mein Junge", erwiderte ich, „wenn Du groß bist, wird kein Krieg mehr sein und dann kannst Du auch Auto fahren." Und weil er gerade von den Fliegern gesprochen hatte, fragte ich weiter: „Du willst doch sicherlich auch mal Soldat werden, welcher „Anzug" gefällt Dir denn am besten?" „Ja", meinte er, Flieger möchte er schon sein, da könnte man immer „umsonst" fliegen, aber er wolle doch lieber Panzerjäger werden, dann bekäme er bestimmt ein Auto. „Panzerjäger, was sind das denn für Soldaten?", fragte ich erstaunt, um zu erfahren, ob er auch diese Truppengattung genau kannte. Wilfrid schaute mich vorwurfsvoll an und sagte: „Onkel, die kennst Du doch auch, die haben Autos, die „rattern" so schön und die Soldaten haben schwarze „Anzüge", die werden dann nicht so leicht schmutzig!"

Wir sprachen noch von vielen Sachen, die so im allgemeinen das Hirn eines angehenden Pimpfen „belasten", dann war meine Zeit um. „Na, mein kleiner Panzerjäger", sagte ich, „nun müssen wir uns leider trennen, leb' wohl und grüße die Eltern recht schön von mir". Er gab mir die Hand und lief, flink wie ein Reh, auf und davon. Nach einer Weile blickte ich mich noch einmal um und sah eben, wie er, fröhlich seine Mütze schwenkend, in die nächste Straße einbog. Schon heute freue ich mich wieder auf das nächste Plauderstündchen mit Wilfrid, meinem kleinen Freund.

Lastträger der Gobi

Skizze von Woldemar Bosenstein

Wieder hat sich um die Gobi der Ring des Jahres geschlossen. Nach den jeweiligen Staubstürmen war der Frühling gekommen wie ein sieghafter Held. Die weite Sandwüste hatte zu leben begonnen, wohin auch das Auge blickte. Nicht das üppige Grün der Fluren Nordamerikas war es gewesen, auch nicht die Urkraft afrikanischer Steppen — Tiefe war es und Stille — so wie diese Landschaft selbst es ist. Zart, gleichsam verschämt stand das frische Gras. Hier und da leuchteten die Feldblumen, und an den Salztümpeln hatten sich die Tamarisken mit ihrem neuen silbernen Kleide angetan. Dann war der glühende Sommer gekommen — der Herbst — bald würden nun wieder die Schneestürme des Winters das mattfarbene Grün verschlingen.

„Dong, Dong, Dong!" Takt klingt ferneher. Da wird es lebendig in den Filzjurten ringsum, Männer und Frauen strömen heraus. Wer kennt hier nicht diese einschläfernde und wiederum so aufmunternde Musik: die Bronzeglocken an den Hälsen geduldiger Kamele! Schon schwingen junge Burschen sich auf ihre Pferdchen und fegen über den fahlen Rasen davon. Hei, wie sie dahinflitzen, diese kleinen Nachkömmlinge von Dschingis Khans Reittieren! Auf hohem Bocksattel stehen im Bügel die reitfestesten Gesellen des Erdballs. Die schmalen, falkenscharfen Augen vorausgerichtet, die schwere Lederpeitsche schwingend, so stürmen sie ihres Weges; manch einer unter ihnen zeigt in Antlitz und Gestalt noch den hohen Adel alter Fürstengeschlechter.

Weit trägt die Steppe den Schall jedes Lautes, gleichwie die Wellen des Meeres es tun.

Und nun taucht eine lange Reihe von Punkten auf, wird rasch größer. Vor, neben und hinter ihnen tanzen viele kleinere Punkte. Die Karawane ist dann zu erkennen: im Gänsemarsch hintereinander schreiten starke Tiere daher, im Takt nicken die zottigen Köpfe, klingt das Dong, Dong, Dong umgehängter Glocken. Unaufhörlich umkreisen flinke Reiter den Zug.

Sie bringen Tee. In gleichmäßigen Lasten sind die Ballen auf den Packsätteln der Kamele verteilt; fast lautlos treten die elastischen, schwieligen Sohlen im Paßgang den Grund. Hin und wieder ein heiseres Brüllen, ein mürrisches Knurren, doch die Fortbewegung bleibt dieselbe. Voran schreitet ein stattlicher Hengst. Stolz trägt er sein Haupt — ein majestätischer Bursche! Dichte Winterwolle deckt, dunkelbraun, den ganzen Körper, nur die schlanken Beine sind kurz behaart. Die schönen Augen der großen Tiere scheinen in unbekannte Fernen zu blicken. Sie, die uralten Sklaven des Menschengeschlechtes, blicken so verächtlich und abweisend wie stolze, gefangene Fürsten.

Weit und unsicher ist der Weg aus dem Innern Chinas. Manch geduldiger Lastenträger ist unterwegs liegengeblieben, zumal in der Hitze des Sommers mit seinen eisigen Nächten. Manchen Ballen mußte man als frech geforderten Wegzoll an „Soldaten" abgeben. Hier jedoch, in der endlosen Weite, herrscht eine heimliche Macht, die unerbittliche Ordnung fordert. Die flinken mongolischen Grenzreiter fackeln nicht lange . . .

Nun ist das Zeltdorf erreicht. Feierlich geschieht die Begrüßung durch den Aeltesten. Die angeborene Würde uralter Hirtenvölker läßt keinen Verstoß gegen die gute Sitte zu.

Auch die letzten sind heran. Nun dürfen ihre braven Lastträger auf die Weide gehen, fürsorglich an den Beinen gefesselt und von raschen Reitern bewacht. Denn die Tiere sind begehrte Beutestücke räuberischer Nachbarn und machen sich gerne selbständig.

Hell flackern die Feuer und der Ziegeltee wird bereitet, jene für den Europäer kaum genießbare Brühe aus gepreßtem Tee und ranziger Butter. Stumm sitzt die Menge der Angekommenen, während ihr Aeltester in gemessener Art über die Reise berichtet.

In lodernden Feuerbränden ist die Sonne versunken. Wolfsgeheul klagt zu den ewigen Sternen, und eine feine Mondsichel schwimmt im dunklen Blau. Die Kamele haben im Salztümpel ihren Durst gestillt und sich niedergetan. Die zottigen Köpfe mit den langen Hälsen liegen weit vorgestreckt. Bald sind sie eingeschlafen; nur der Leithengst steht reglos mit erhobenem Haupt, die Nase gegen den Wind, und wacht. Vielleicht geht durch seine Seele ein Sehnen hinüber nach Karakorum oder in die Gegenden Kobdos, allwo Sven Hedin, wahrscheinlich mit Fug mit Recht, die wilden Vorfahren aller lebenden Kamelarten vermutet und wo sie auch heute noch in Gesellschaft riesiger Wildschafe und echter Wildpferde ihr strenges und doch so schönes Heimatgebiet durchschweifen.

Unter harter Menschenforderung aber haben die Nachkommen im Banne der Gobi ihre riesige Kraft unter das Joch des Tragsattels gebeugt. Schnell und sicher tragen sie ihren Reiter durch Staub- und Schneestürme, kleiden ihn mit feiner, weicher Wolle, nähren ihn mit Milch und Fleisch, geben ihm mit ihrer Decke die Möglichkeit, sein Haus zu bauen, während ihr Dünger fast der einzige Brennstoff dieser Breiten ist.

Ein Aufbruch geht über die Erde, und vielleicht wird dieser starke, treue Sklave aller Nomaden von Zentral- bis Vorderasien bald nicht mehr benötigt werden. Lange noch aber klingt im Erinnern dieser Völker der Begriff nach von Pferd und Kamel, die einst ihren Vorfahren halfen, eiserne Bürger einer erbarmungslosen Natur zu werden.

Raucher-Anekdoten

Gesammelt von Erich Grisar

Blücher, der bekannte Marschall Vorwärts, war ein großer Raucher vor dem Herrn. Er hatte sogar einen eigenen Piepenmeister, der ihm seine Pfeifen zu stopfen und instand zu halten hatte. Diesem Piepenmeister (er hieß Christian Hennemann) übergab Blücher einmal in einer Schlacht die kurze Tonpfeife, die er gerade im Mund hielt, mit den Worten: „Da halt sie warm, ich komme gleich wieder." Dann ging er auf den Feind los. Spät am Abend nach geschlagener Schlacht kam Blücher zurück zu seinem Piepenmeister, den er auf dem alten Platze rauchend vorfand. Als er ihm die Pfeife übergab, sagte Hennemann vorwurfsvoll: „Mehrere haben sie mir vom Mund geschossen, die hab ick noch." Worauf Blücher sich entschuldigte: „Et hat etwas länger gedauert, die Kerle wollten eben nicht gleich loofen."

*

Auch Bismarck war ein großer Raucher. Die berühmte lange Pfeife mit der er oft abgebildet wurde, kannte jeder Deutsche. Sogar im Auslande wußte man von seiner Leidenschaft für das Rauchen, so daß Deutsche, die drüben in Amerika wohnten, ihm eines Tages eine echte Friedenspfeife, die sie von einem Indianer erworben hatten, zum Geschenk machten.

Aber nicht nur Pfeife, auch Zigarren rauchte Bismarck. Meist hatte er einigen Vorrat davon zur Hand. In der Schlacht bei Königgrätz jedoch hatte er nur noch eine einzige Zigarre, die er sich einstweilen selbst noch nicht gönnte. Erst sollte die Schlacht gewonnen sein, dann wollte er die Zigarre in verdienter Siegesruhe rauchen. Da sah er einen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er am Boden und wimmerte nach einer Erquickung. Bismarck suchte in allen Taschen, doch fand er nichts, was er dem Verwundeten hätte geben können. Da fiel ihm die Zigarre ein. Er rauchte sie an und steckte sie dem Verwundeten zwischen die Zähne. Der lächelte dankbar. Bismarck selbst erzählt, daß ihm nie eine Zigarre so gut geschmeckt habe, wie diese, die er nicht geraucht hat.

*

Richard Wagner, der damals in Biebrach wohnte, zeigte eines Tages Lust, den herzoglichen Schloßgarten zu sehen. Da weder ihm noch seinem Begleiter von einem Rauchverbot etwas bekannt war, waren sie sehr erstaunt, als die Schildwache den rauchenden Begleiter Wagners plötzlich anschrie: „Die Zigarre weg!" Wagner sagte darauf zu dem Posten: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, dann können Sie das anständiger sagen." Dann traten sie in den Garten ein. Als sie etwa hundert Schritte weit gegangen waren, sahen sie einen Offizier, der in vollem Behagen dicke Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner zu seinem Begleiter, der seine Zigarre längst gelöscht hatte: „Nein, das ist doch zu stark. Nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie Ihre Zigarre wieder an und geben mir Feuer, daß ich mir auch eine anzünde." Wie gesagt, so getan, und dampfend zogen die beiden dem qualmenden Offizier entgegen. Dieser sah die beiden finster von oben bis unten an, hielt dann seine Zigarre nach der anderen Seite und schritt, ohne ein Wort zu sagen, an den beiden vorüber, die ihn erst jetzt erkannten; denn es war der Herzog selbst, dem sie begegnet waren.

Aus der Heimat

Büren, Mittwoch, den 5. Februar 1941

Aus echtem Schrot und Korn

Eine alte Redensart, dieses Wort: „Aus echtem Schrot und Korn", die etwas ganz besonders Kraftvolles Gesundes und Ordentliches bezeichnet. Das Wort hat sich bis heute im Volksmund erhalten, obwohl wir uns lange Zeit von dem Urbild dieses Ausdrucks entfernt hatten. Es geht nämlich auf das Vollkornbrot zurück, das früher bloß deshalb noch nicht so hieß, weil es eben einst Jahrhunderte hindurch die einzige Art des Brotes überhaupt war. Erst in Zeiten der überspitzten Verfeinerung der Nahrungsmittel kam die Verwendung des blassen Weißbrotes die besten, gesündesten und kraftvollsten Nahrungsstoffe gar nicht mehr enthalten sind: eben der „echte Schrot" und das volle Korn mit dem besonders vitaminhaltigen Keimling. Wie vieles andere Gute, geriet auch das Vollkornbrot ins Hintertreffen, weil das kraftlose Weißbrot in Mode kam. Eine Entschuldigung kann man jener Zeit, die sich vom Vollkornbrot abwandte, noch zubilligen: Sie wußte nicht, was sie tat und was sie aufgab. Man kannte das Brotkorn innen noch zu wenig, man wußte auch noch nichts von den Vitaminen und ahnte garnicht, daß das Weißmehl nur noch die bloße chemische Stärke enthielt, mit der man wohl Wäsche stärken, aber nicht bei voller Gesundheit bleiben kann. Heute sind wir besser daran, und daher sind wir wieder zu dem richtigen Vollkornbrot „aus echtem Schrot und Korn" zurückgekehrt.

*

Sprechstunde für Sozialversicherung. Die Rechtsberatungsstelle Paderborn hält die nächste Sprechstunde für Sozialversicherung (Kranken-, Unfall-, Angestellten-, Invaliden-, Knappschafts- und Arbeitslosenversicherung, Familienunterhalt usw.) am Donnerstag, dem 6. Februar 1941, von 15—17.30 Uhr im Gebäude des Arbeitsamtes, Burgstraße, ab. Auch für die Angehörigen der handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufe ist die Beratung und Vertretung vor Gericht auf Grund von Abmachungen zwischen den oberen Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront, des Reichsnährstandes und der Handwerkerschaft kostenlos. Die Sprechstunden für Sozialversicherung ist immer am ersten Donnerstag jeden Monats.

Pflanzt Wildrosen! Die Bedeutung, die einer ausreichenden Versorgung des Menschen mit Vitaminen zukommt, ist in den letzten Jahren immer mehr erkannt worden. Die Hagebuttenfrüchte der Wildrosen enthalten das wichtigste Vitamin C. Die Hagebutte ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die vitaminhaltigste Frucht, die in Deutschland gewonnen werden kann. Jeder Landbesitzer hat

Gedenket der hungernden Vögel!

die Möglichkeit, seinen eigenen Bedarf mit diesem wichtigen Vitamin durch Anpflanzung von Wildrosen zu decken oder darüber hinaus durch Lieferung der Früchte an die Konservenindustrie zur Versorgung des Volksganzen beizutragen. Darum pflanzt Wildrosen! Bestellungen auf Lieferung geeigneten Pflanzenmaterials vermittelt die Reichsfachgruppe Seidenbauer e. V., Berlin W 50, die im Rahmen des Vierjahresplanes auch mit der Förderung des Wildrosenbaues beauftragt ist.

Hausschuhe auf Bezugschein II. In einigen Punkten sind die Bestimmungen geändert worden, nach denen Hausschuhe auf Bezugschein II abgegeben werden. Auf diesen Bezugschein dürfen Hausschuhe und Pantoffel aller Art bezogen werden, die in Größe 20—24 weniger als 1,75 RM., in Größe 25—30 weniger als 2 RM., in Größe 31—35 weniger als 2.25 RM., in Größe 36—39 höchsten 2.75 RM kosten. Frauenhausschuhe der Größe 40 und darüber können auf den Bezugschein II bezogen werden, wenn sie weniger als 2.75 RM. kosten, für Männerhausschuhe dieser Größe dürfen bis zu 3,50 RM. angelegt werden. — Der Unterschied zwischen Umschlagtüchern und Viereckttüchern ist von zuständiger Seite nunmehr dahingehend festgelegt worden, daß kunstseidene Tücher in der Größe bis zu einem Quadratmeter punktmäßig nur dann als Umschlagtücher gelten, wenn sie Fransen haben. Sie kosten als Umschlagtücher bis ein Quadratmeter Größe sechs Punkte, über ein Quadratmeter Größe zwölf Punkte, als Viereckttücher aber nur vier Punkte.

*

Kreis Büren und Nachbarkreise

Kreis Büren, 4. Febr. Spielplan der Gaufilmstelle. In dieser Woche gelangen folgende Filme zur Aufführung: „Der Fuchs von Glenarvon" am 6. 2. in Tudorf, am 7. 2. in Wewelsburg und am 8. 2. in Brenken; „Mutterliebe" am 7. 2. in Hörste, am 8. 2. in Mantinghausen.

Siddinghausen, 4. Febr. Beförderung. Obergefreiter Joseph Neuhoff wurde zum Unteroffizier befördert. Unsern herzlichsten Glückwunsch!

Brilon, 4. Febr. Postpersonalien. Der Postmeister G. von der Nahmer, bisher in Medebach, wurde an das Postamt in Brilon versetzt. An seiner Stelle wurde der Postsekretär Rudolf Schopbach vom Postamt in Brilon mit der Leitung des Postamtes Medebach beauftragt.

Meschede, 3. Febr. Hühnermord durch einen Fuchs. Im benachbarten Immenhausen hat ein Fuchs in einer Nacht im Stall der Bäuerin Wwe. Beule 21 Hühner totgebissen, 12 davon abgeschleppt, 9 im Stall liegen lassen und 1 Huhn und 1 Hahn angebissen. Man hat den Dieb bisher noch nicht erwischen können.

Beckum, 3. Febr. Das Glück im Kuhstall. Bei dem Bauern Picker-Vogt in Unterberg brachte eine Kuh dieser Tage drei gesunde Kälber zur Welt.

Das Ziel: Ein gesundes Volk

Die NSV. braucht einen großen und festen Stamm von Mitgliedern

In den vergangenen Jahrzehnten vor der Machtübernahme ist man mit der Gesundheit und mit der Lebenskraft unseres Volkes teils mutwillig, teils fahrlässig, teils durch die Folgen einer falschen Politik dermaßen umgegangen, daß die Substanz, nämlich das Leben unseres Volkes selbst, in sehr viel ernsterer Gefahr war, als die meisten von uns ahnten. Das wieder gutzumachen erfordert Zeit, viele Jahre, und noch mehr Geld. Es erfordert eisernen Willen und ein entschlossenes Ja zum Leben, es erfordert Opfer.

Opfer wurden zu allen Zeiten gebracht. Völker aller Rassen und aller Kulturstufen brachten sie, sofern ihr Gemeinschaftsleben idealistisch geprägt war. Wir haben heute die völkische Idee auf den Schild gehoben. Das Volk und immer wieder das Volk ist es, dem wir uns verschreiben. Ihm geben wir Arbeitskraft, Arbeitszeit und — Geld.

Wir wollen uns da nichts vormachen und die Schwere dieses „Müssens", wenn wir leben wollen, erkennen. Gesetze sind dabei bestenfalls Hilfsmittel, ausschlaggebend ist die Haltung des Volkes selbst. Kein Arzt kann einem Sterbenden helfen, der keine Lebenskraft mehr hat. Und auch der Staat ist kein Zauberer; er kann raten und führen, die richtigen Wege zeigen und tut es. Helfen muß ein Volk sich immer selbst, wenn es nicht — meist zu spät — grausam erwachen will.

Es ist unser Schicksal, daß wir viele große, entscheidende Aufgaben gleichzeitig meistern müssen. Aber dieses Schicksal ist in seiner Härte gütig und zwingt uns zu höchsten Leistungen.

Ausschlaggebend aber bleibt immer und ohne jede Ausnahme unsere biologische Kraft, d. h. unser Volk muß körperlich und geistig gesund und leistungsfähig bleiben, muß genügend Kinder haben und muß für die durch unvermeidliche Zivilisationserscheinungen Gefährdeten, vor allem Mutter und Kind, soweit sorgen und versorgen, daß alle sich über kurz oder lang aus eigener Kraft helfen können.

Das ist zugleich der tiefste Sinn des deutschen Sozialismus. Natürlich gilt dies in besonderem Maße auch für die neuen deutschen Gebiete, für die zurückgekehrten oder heimgekehrten Volksgenossen. Diese deutschen Menschen bedeuten für uns ja noch unendlich viel mehr als das gewonnene Land, denn sie sind Lebenssubstanz. Sie haben Unvorstellbares geduldet und erlitten, haben buchstäblich alles geopfert, um sich ihr Volkstum zu erhalten. Niemand von uns hat ähnliche Opfer gebracht! Hier helfen wir, müssen wir helfen und tun es gern und selbstverständlich.

Ewig ist ein Volk, wenn es gesund ist, gesund an Leib und Seele. Und wenn es sich der Notwendigkeit seiner Gesundheit bewußt ist. Ein solches Volk altert und stirbt nie. Es sorgt in unablässiger Wachsamkeit dafür, daß der Spiegel seiner Kräfte nicht absinkt, daß in ständiger Erneuerung der Hochstand seines körperlichen und geistigen Vermögens ein bleibender, ein ewiger ist.

Ewigkeitswerte zu schaffen hat sich die NS.-Volkswohlfahrt zum Ziel gesetzt. Ihre vorbeugende und heilende Gesundheitsfürsorge ist ein Werkzeug dieser steten Erneuerung. Es wurde geschmiedet durch die Opfer, die das deutsche Volk seit der Machtübernahme gebracht hat.

Großes Wollen wird nicht durch kleine Opfer in die Tat umgesetzt! Darum brauchen wir als Mitglied der NSV., deutscher Volksgenosse, auch Dich! Zögere nun nicht länger, sondern tritt ein in die NSV.!

nsg.

Kreis Büren

Ergebnisse der Volkszählung 1939

Die ständige Bevölkerung nach wichtigen Altersgruppen

Am 17. Mai 1939 wurde nach umfangreichen Vorbereitungen die Volks-, Berufs- und Betriebszählung durchgeführt, die den Zweck verfolgte, neue Grundlagen zur Beurteilung der Verhältnisse von Volk und Wirtschaft im Deutschen Reich zu gewinnen. Die Zählung erstreckte sich auf Fragen über Personen- und Familienstand, Religion, Staatszugehörigkeit, Volkszugehörigkeit, blutmäßige Abstammung, Muttersprache, Grundstücke und Wohnungen sowie die Berufs- und Betriesverhältnisse. Gleichzeitig vermittelte die große Volkszählung einen Ueberblick über die Aufteilung der Bevölkerung nach den wichtigsten Altersgruppen. Das Ergebnis dieser statistischen Auswertung der Volkszählung 1939 für den Landkreis Büren liegt nunmehr vor.

Danach betrug die ständige Bevölkerung, d. h. die Wohnbevölkerung ohne die ihrer Dienstpflicht genügenden Soldaten und Arbeitnehmer und ohne die Arbeitsmaiden, im Kreise Büren insgesamt

43 319 Personen.

Davon waren männlich 21 776, weiblich 21 543 Personen. Daraus ergibt sich, daß der früher zu verzeichnen gewesene Frauenüberschuß nicht

Reichssonderhilfe-Lotterie

Jeder hilft mit!

Jeder Losbrief ein Beitrag zum Endsieg

mehr vorhanden ist; vielmehr übersteigt die Zahl der männlichen Personen die der weiblichen um 233.

Nachstehend lassen wir die Aufteilung der ständigen Bevölkerung des Kreises Büren nach den wichtigsten Altersgruppen folgen. Es standen am 17. Mai 1939 im Alter von unter 6 Jahren 5407 (2826 männlich, 2581 weiblich), im Alter von 6—10 Jahren 3395 (1726 m., 1669 w.), von 10—14 Jahren: 3904 (1970 m., 1934 w.), von 14—16 Jahren: 2290 (1122 m., 1168 w.), von 16—18 Jahren: 1994 (1046 m., 948 w.), von 18—20 Jahren: 1580 (840 m., 740 w.), von 20—21 Jahren: 425 (188 m., 237 w.), von 21—25 Jahren: 1629 (633 m., 996 w.), von 25—30 Jahren: 3704 (1924 m., 1780 w.), von 30—35 Jahren: 3472 (1885 m., 1587 w.), von 35—40 Jahren: 2968 (1502 m., 1466 w.), von 40—50 Jahren: 2447 (1094 m., 1353 w.), von 45—50 Jahren: 2064 (944 m., 1120 w.), von 50—55 Jahren: 1920 (873 m., 1047 w.), von 55—60 Jahren: 1797 (893 m., 904 w.), von 60—65 Jahren: 1659 (876 m., 783 w.), von 65 Jahren und darüber: 2664 (1434 m., 1230 w.).

In der

Stadt Büren

wurde am Tage der Volkszählung eine ständige Bevölkerung von 3 975 Personen gezählt (1956 männlich, 2019 weiblich). Von diesen 3975 Personen standen im Alter von unter 6 Jahren 540 Personen (279 m., 261 w.), von 6—10 Jahren: 302 (151 m., 151 w.), von 10 bis 14 Jahren: 319 (164 m., 155 w.), von 14 bis 16 Jahren: 197 (117 m., 80 w.), von 16 bis 18 Jahren: 196 (111 m., 85 w.), von 18 bis 20 Jahren: 137 (74 m., 63 w.), von 20—21 Jahren: 38 (5 m., 33 w.), von 21—25 Jahren: 160 (48 m., 112 w.), von 25—30 Jahren: 322 (159 m., 173 w.), von 30—35 Jahren: 373 (193 m., 180 w.), von 35—40 Jahren: 307 (145 m., 162 w.), von 40—50 Jahren: 217 (100 m., 117 w.), von 45—50 Jahren: 177 (83 m., 94 w.), von 50—55 Jahren: 160 (70 m., 90 w.), von 55—60 Jahren: 166 (71 m., 95 w.), von 60—65 Jahren: 132 (60 m., 72 w.), von 65 Jahren und darüber: 222 (126 m., 96 w.)

Stadt Salzkotten:

Ständige Bevölkerung: 3 984 (1785 m., 2199 w.), unter 6 Jahren: 461, von 6—10 Jahren: 256, von 10—14 Jahren: 280, von 14—16 Jahren: 165, von 16—18 Jahren: 201, von 18—20 Jahren: 148, von 20 bis 21 Jahren: 44, von 21—25 Jahren: 176, von 25—30 Jahren: 405, von 30—35 Jahren: 378, von 35—40 Jahren: 314, von 40—45 Jahren: 257, von 45—50 Jahren: 204, von 50 bis 55 Jahren: 164, von 55—60 Jahren: 180, von 60—65 Jahren: 142, von 65 Jahren und darüber: 209.

Stadt Wünnenberg:

Ständige Bevölkerung: 1 216 (614 m., 602 w.), unter 6 Jahren: 164, von 6 bis 10 Jahren: 84, von 10—14 Jahren: 112, von 14—16 Jahren: 51, von 16—18 Jahren: 56, von 18—20 Jahren: 35, von 20—21 Jahren: 7, von 21—25 Jahren: 44, von 25—30 Jahren: 102, von 30—35 Jahren: 111, von 35—40 Jahren: 76, von 40—45 Jahren: 59, von 45—50 Jahren: 48, von 50—55 Jahren: 61, von 55—60 Jahren: 66, von 60—65 Jahren: 64, von 65 Jahren und darüber: 76.

—e.

Aus der Bewegung

Aus der Hitler-Jugend. Heute, Mittwoch, tritt die ganze Gefolgschaft um 19.45 Uhr bei der evang. Schule an der Bahnhofstraße zum Dienst an. **Der Gefolgschaftsführer.**

BDM-Schar 1 und 2 und Jahrgang 1923 Alle Mädel treten heute, Mittwoch, um 20 Uhr am evangelischen Vereinshaus an, alle Führerinnen um 19.15 Uhr zur Führerinnenbesprechung. **Christel Hornberg.**

DJ. Heute, Mittwoch, tritt um 14.30 Uhr das ganze Fähnlein 31/281 zum Jungzugdienst an der Mädchenschule an. **Der Fähnleinführer.**

Gute Erfolge der Vollkornbrotaktion

In einer Arbeitstagung der Gaubeauftragten für die Vollkornbrotaktion bei den Gauämtern für Volksgesundheit der NSDAP. wurde der augenblickliche Stand der Aktion in den einzelnen deutschen Gauen bekanntgegeben. Es war erfreulich festzustellen, daß trotz der Schwierigkeiten des Krieges die Vollkornbrotherstellung und der Verzehr von Vollkornbrot in bedeutendem Maße gestiegen ist.

Die Bevölkerung hat den großen Wert des Vollkornbrotes erkannt und darf sagen, daß die Nachfrage nach diesem Brot überall eine außerordentliche Steigerung erfahren hat. Es konnte weiter die erfreuliche Feststellung gemacht werden, daß der Gau Westfalen-Nord, der Zahl der anerkannten Bäckereibetriebe nach, unter den vierzig deutschen Gauen augenblicklich an zwölfter Stelle steht.

Es ist weiterhin geplant, im Gau Westfalen-Nord ein Vollkornbrot in größerem Umfange auf den Markt zu bringen, das der Geschmacksrichtung der westfälischen Bevölkerung entspricht und nach Art des bodenständigen Schwarzbrotes bzw. Pumpernickels erzeugt wird. Durch diese Maßnahme wird sich das Interesse der Verbraucher noch mehr dem Vollkornbrot und seinen Vorzügen zuwenden, so daß in der schon lange vor dem Kriege begonnenen Vereinigung der Brotfrage weiterhin erfreuliche Erfolge zu erwarten sind.

Schutz dem Neuling

Neulinge ersetzen heute in hohem Maße den Arbeiter, der sein Werkzeug mit der Waffe vertauschte. Während in Friedenszeiten die Neulinge in den gewerblichen Betrieben nur einen Bruchteil der Belegschaft ausmachten, verlangen die Kriegsverhältnisse ihren ungleich verstärkten Einsatz. Der Unfallschutz des Neulings gehört daher zu den vordringlichsten Aufgaben. Die heute als Neulinge beschäftigten Arbeitskräfte, An- bzw. Umgelernte, Lehrlinge, Männer und Frauen als Hilfs- und Ersatzkräfte müssen über die ihm drohenden Unfallgefahren ihrer neuen Umgebung aufgeklärt werden, denn jeder Ausfall dieser Arbeitskräfte bedeutet einen unersetzbaren Verlust. Der Appell an die Unentbehrlichkeit des Neulings, an seine natürlichen Abwehrkräfte gegen die Unfallgefahren ist neben der praktischen Unterweisung im Unfallschutz Aufgabe jedes erfahrenen Arbeitskameraden, der mit Neulingen zusammenarbeitet. Unterrichtung über die Gefahren am Arbeitsplatz, Aufklärung über die Schutzvorrichtungen, Studium und Beachtung der Unfallverhütungsvorschriften sind zur Verhütung von Betriebsunfällen notwendig.

Der Reichsverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften wendet sich deshalb im Rahmen seiner Aufklärungsarbeit über Unfallverhütung während des Krieges mit einer neuen Parole „Schutz dem Neuling" an die Werktätigen. Die lehrreich bebilderte und leicht faßliche Schrift geht jedem an, der heute die deutsche Rüstungs- und Erzeugungsschlacht mitmacht, sei es als Neuling, sei es als alterfahrener Soldat der Arbeit. Jeder Schaffende — ob Betriebsführer oder Gefolgschaftsmitglied — findet in dieser Schrift einen Wegweiser zu unfallsicherem Arbeiten und einen ernsten Mahner zu Vorsicht, Verantwortungsbewußtsein und Kameradschaftlichkeit.

*

Aus der Reihe der Toten

Steinhausen: Arbeiter Klemens Siedhoff, 57 J.

Bönninghausen: Bauer Ferdinand Schulte, 78 J.

Paderborn: Frau Anna Hunold geb. Brechmann, 61 J.

Lüchtringen: Posthalter und Altbürgermeister Bernhard Haselhorst, 70 J.

Brilon: Luzia Thiele, 9 Monate.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt (z. Zt. abwesend); Stellvertreter: Otto Birkle, Büren. Verantwortlich für Politik und Unterhaltung: (Emil Reuber) i. V. Dr. Anton Hans Meyer, Lippstadt; für den heimatlichen u. Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren. — Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns Lippstadt.

(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)

Amtliche Bekanntmachung

Oeffentliche Mahnung.

An die Entrichtung

1. der Lohn- und Wehrsteuer — fällig am 5. 2. 1941 —,
   der Umsatzsteuer — fällig am 10. 2. 1941 —
   der Vermögensteuer — fällig am 10. 2. 1941 —,
2. aller sonst fällig gewesenen oder in diesem Monat fällig werdenden Abschluß- und Teilzahlungen bei den genannten und anderen Steuern sowie aller fällig gewesenen und in diesem Monat fällig werdenden Steuerzahlungen, deren Fälligkeit von einzelnen Rechtsvorgängen oder Geschäftsvorfällen oder von sonstigen Merkmalen abhängt (z. B. Beförderungssteuer, Urkundensteuer, Kapitalertragsteuer),

wird hiermit erinnert.

Bei verspäteter Zahlung sind Säumniszuschläge und gegebenenfalls Zwangsvollstreckungskosten zu zahlen.

Eine weitere Mahnung — Erhebung durch Nachnahme — erfolgt nicht mehr. Schecks über Steuerzahlungen sind stets an die Finanzkasse — nicht Finanzamt — zu senden.

Finanzamt (Finanzkasse) Paderborn.

Kinderloses Ehepaar sucht für möglichst bald eine

4-Zimmer-Wohnung.

Familie A. Kemper
Büren Südmauer 27.

Es lohnt sich,

einige Groschen für eine kleine Anzeige anzulegen, denn sie ist der beste Vermittler bei An- und Verkäufen jeder Art. Die Anzeige muß aber in der Heimatzeitung erscheinen.

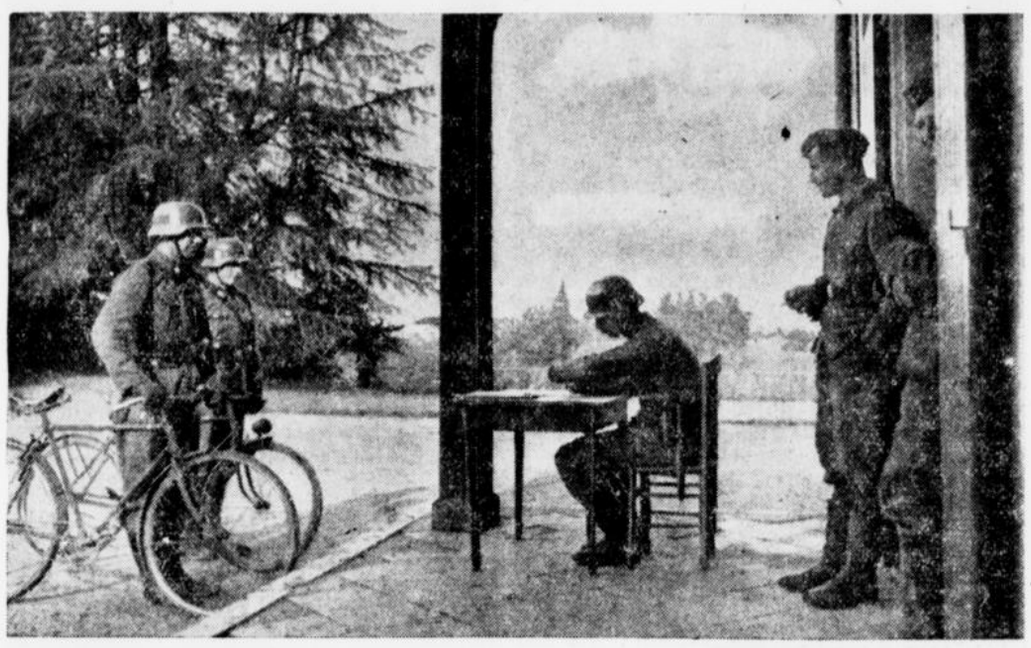


„Heut' vor nun fünfundzwanzig Jahren,
als wir noch erst beim Aufbau waren,
da trat in unsern kleinen Kreis
ein Mann von Energie und Fleiß:
„Herr Krause!" . . . . Später wurd' es heiter:
man trank, man scherzte und so weiter
und in der Zeitung stand's ganz groß! — — —
Der Krause — ja, der hat was los!

Was sich im Familientag Freudiges ereignen mag, tut man gern mit gutem Grund durch die Heimatzeitung kund!

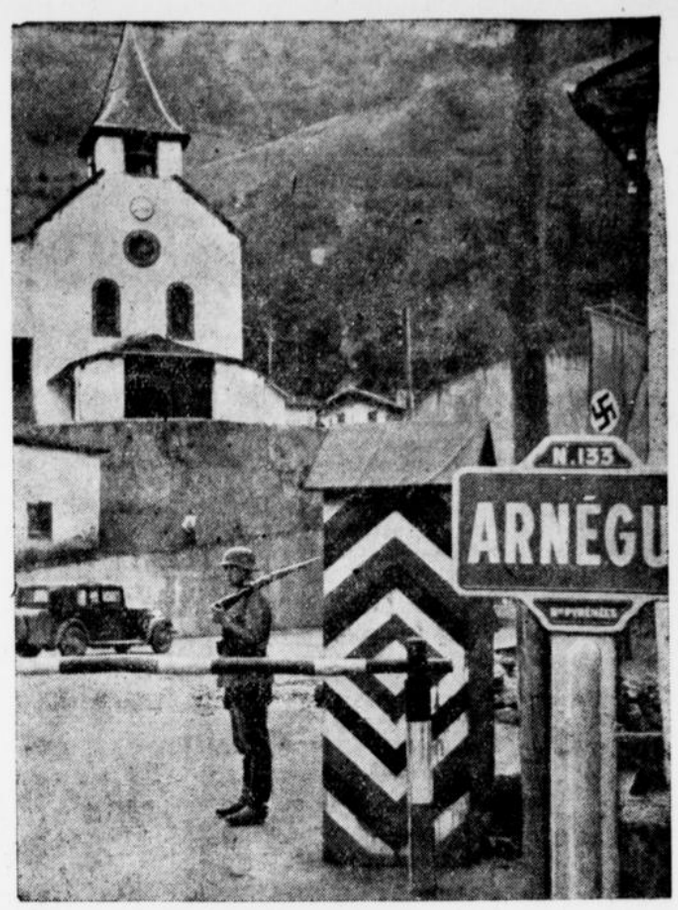
Die Wache am Schlagbaum

An der Besetzungsgrenze in Südfrankreich und den Pyrenäen



Die Aufnahmen unseres SS-PK.-Berichterstatters Wisniewski stammen aus Südfrankreich und den Pyrenäen, dort, wo die Grenze zwischen dem von uns besetzten Gebiet Frankreichs und dem unbesetzten Gebiet und Spanien verläuft. Sie geben uns einen kurzen Querschnitt aus der Arbeit der Waffen-SS, die dort, fern von der Heimat ihre Pflicht erfüllt. Es ist der südlichste Punkt jener Front gegen England, die von den Pyrenäen bis hinauf zum Nordkap verläuft.

Links: An der Demarkationslinie zwischen Mont de Marsan und den Pyrenäen. SS-Posten überwachen hier die Grenze.

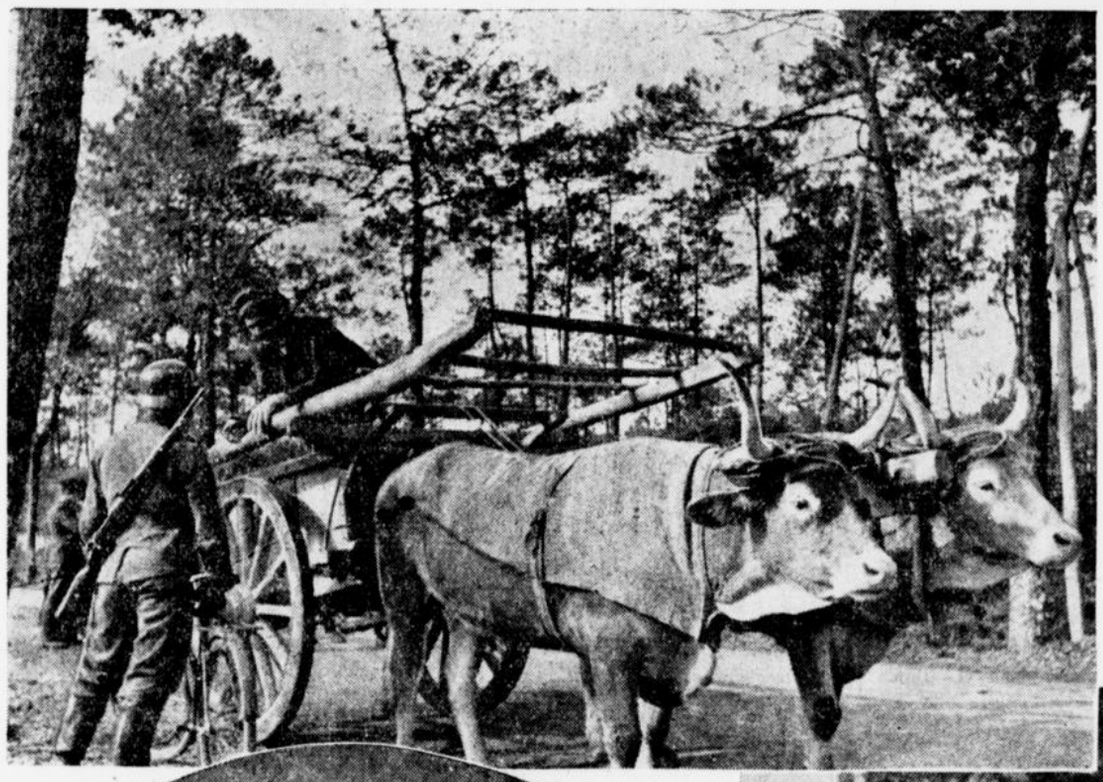




Links: Juden dürfen nicht hinüber. Ueberall sind zweisprachige Schilder angebracht, die ihnen das Ueberschreiten der Demarkationslinie verbieten.

Rechts: Begegnung auf der Streife. Der SS-Posten, der auf seinem Rad die Zufahrtsstraßen überwacht, hält ein Bauernfuhrwerk an. So wird Schmuggel jeder Art verhütet.

Unten: Jeder, der vorüber kommt, muß sich ausweisen können. Hier wird das Auto eines Priesters kontrolliert.



Die Wache am Schlagbaum. Wachposten der Waffen-SS an der spanischen Grenze.

Unten: Die Papiere eines Radfahrers werden durch einen Posten der Waffen-SS überprüft.

Ganz unten: Achtung! Demarkationslinie! Ueberschreiten verboten! Ein Bauer will ein Pferd ins unbesetzte Gebiet schmuggeln. Er kann noch rechtzeitig angehalten werden.

Aufnahmen: SS-PK-Wisniewski-Weltbild (M).



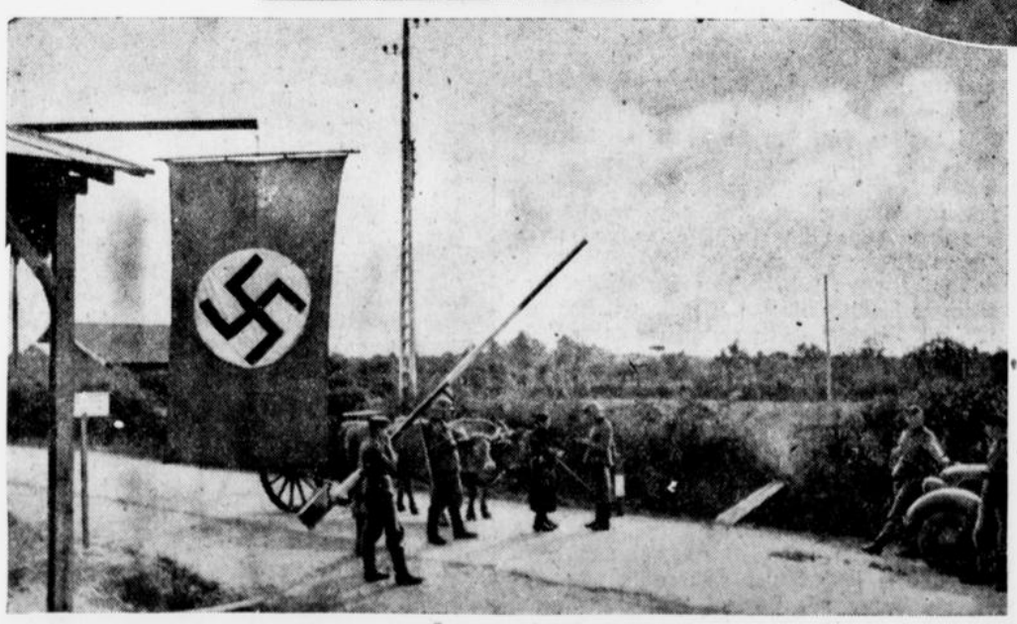
Rechts im Kreis: Ein Wachhaus in den Pyrenäen. Posten der Waffen-SS sichern die Grenze. „Verboten zu betreten!" so steht auf dem Schild des Wachhauses, das die französische Flagge zeigt. Diese Straße führt in das unbesetzte Frankreich.

Unten: Schlagbaum und Hakenkreuzfahne machen den Posten weithin sichtbar, der gewissenhaft mit seinem Kameraden seine Pflicht erfüllt und den Weg erst frei gibt, wenn die Papiere in Ordnung sind.











der Vollkornbrotaktion

eitstagung der Gaubeauftragten brotaktion bei den Gauämtern heit der NSDAP. wurde der stand der Aktion in den ein- Gauen bekanntgegeben. Es war ellen, daß trotz der Schwierig- ges die Vollkornbrotherstellung r von Vollkornbrot in bedeu- stiegen ist.

ung hat den großen Wert des kannt und darf sagen, daß die iesem Brot überall eine außer- erung erfahren hat. Es konnte liche Feststellung gemacht wer- u Westfalen-Nord, der annten Bäckereibetriebe nach deutschen Gauen augenblicklich le steht.

in geplant, im Gau Westfalen- brot in größerem Umfange auf bringen, das der Geschmacks- älischen Bevölkerung entspricht bodenständigen Schwarzbrotes els erzeugt wird. Durch dies sich das Interesse der Ver- r dem Vollkornbrot und seinen en, so daß in der schon lange begonnenen Vereinigung der hin erfreuliche Erfolge zu er-

z dem Neuling

gen heute in hohem Maße des Werkzeug mit der Waffe ver- d in Friedenszeiten die Neu- erblichen Betrieben nur einen egschaft ausmachten, verlangen nisse ihren ungleich verstärkten fallschutz des Neulings gehört rdringlichsten Aufgaben. Die ge beschäftigten Arbeitskräfte, rnte, Lehrlinge, Männer und und Ersatzkräfte müssen über n Unfallgefahren ihrer neuen lärt werden, denn jeder Aus- kräfte bedeutet einen unersetz- er Appell an die Unentbehr- lings, an seine natürlichen n die Unfallgefahren ist neben Unterweisung im Unfallschutz hrenen Arbeitskameraden, der sammenarbeitet. Unterrichtung am Arbeitsplatz, Aufklärung richtungen, Studium und Be- llverhütungsvorschriften und Betriebsunfällen notwendig. and der gewerblichen Berufs- endet sich deshalb im Rahmen sarbeit über Unfallverhütung ges mit einer neuen Parole ng" an die Werktätigen. Die e und leicht faßliche Schrift heute die deutsche Rüstungs- hlacht mitmacht, sei es als als alterfahrener Soldat der affende — ob Betriebsführer mitglied — findet in dieser Wegweiser zu unfallsicherem n ernsten Mahner zu Vorsicht, wußtsein und Kameradschaft.

*

Reihe der Toten

eiter Klemens Siedhoff,

Bauer Ferdinand Schulte,

Anna Hunold geb. Brech

halter und Altbürgermeister elhorst, 70 J.

iele, 9 Monate.

mil Reuber, Lippstadt (z. Zt. reter: Otto Birkle, Büren. Politik und Unterhaltung: (Emil Anton Hans Meyer, Lippstadt; u. Anzeigenteil: Otto Birkle, d Druck: C. Jos. Laumanns Lippstadt.
Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig)



eut' vor nun fünfundzwan- zig Jahren,
wir noch erst beim Aufbau waren,
trat in unsern kleinen Kreis Mann von Energie und Fleiß:
err Krause!" . . . Später wurd' es heiter:
n trank, man scherzte und so weiter
d in der Zeitung stand's ganz groß! — — —
r Krause — ja, der hat was los!

as sich im Familientag eudiges ereignen mag, man gern mit gutem Grund rch die Heimatzeitung kund!

Die Finnen gewinnen die Staffel

Die Skiweltmeisterschaften

Der zweite Tag der Skiweltmeisterschaften in Cortina d'Ampezzo brachte als dritte Entscheidung den 4mal 10-km-Staffellauf, in dem die Mannschaften von Deutschland, der Schweiz, Italien, der Slowakei, Finnland und Schweden die Gegner waren und in dieser Reihenfolge starteten. Für den Wettbewerb waren zwei Schleifen ausgewählt. Die erste und dritte Strecke führte über die Osthänge des Boite-Tales nach dem Dorf Cadin, wo bei 1454 m zugleich der höchste Punkt erreicht wurde. In einer Abfahrt ging es dann zurück über eine eigens für die Meisterschaften gebaute Brücke über den Boite-Fluß nach Mortisa und dann auf ebener Strecke zum Ausgangspunkt im Skistadion von Cortina zurück. Die zweite und vierte Strecke, zweifellos die schnellere der beiden Schleifen, war wesentlich flacher gehalten und führte nach Westen zum Ghedina-See (1449 m) und dann durch wechselndes Gelände über eine Anfahrt zur Dolomitenstraße zum Ziel.

Sieger wurden wie 1939 in Zakopane die Finnen mit der Mannschaft Lauronen, Kurikkla, Silvennoinen, Olkinoura in 2:31:07,69 vor Schweden (2:32:15:42), Italien (2:33:50,21), Deutschland (2:38:10,82), der Schweiz (2:50:26,23) und der weit zurückfolgenden Slowakei, die schon bei 30 km fast eineinhalb Stunden zurücklag. Damit wurde auf den ersten drei Plätzen dasselbe Ergebnis erzielt wie in Zakopane, während es der deutschen Mannschaft diesmal gelang, noch vor der Schweiz einzukommen.

Die Staffel gestaltete sich zu einem unerhört spannenden Zweikampf zwischen Finnland und Schweden, an dem zu Anfang auch Italien noch in starkem Maße beteiligt war. Nach dem ersten Wechsel holte der in großartiger Form laufende Weltmeister Kurikkala neben der Führung noch einen Vorsprung von zwei Minuten heraus, von dem die Finnen bis ins Ziel zehren konnten. Der dritte Finne, Silvennoinen, büßte etwas gegen seinen schwedischen Gegner Oestensson ein und bei den Schlußläufern war Olkinoura gleichfalls der langsamste Mann der Vierer-Spitzengruppe, in der Dahlquist fast eineinhalb Min. gutmachte. Trotzdem behielt Finnland zum Schluß mit gut einer Minute Vorsprung die Spitze.

Die deutsche Staffel wurde schon bald nach dem Start auf den vierten Platz zurückgedrängt, den sie bis zum Schluß gegen die Schweiz verteidigte. Der Schlußmann Gustl Berauer gab sich auf Anweisung des Mannschaftsführers im Hinblick auf den Langlauf nicht voll aus, da er selbst mit einer Rekordzeit den Platz der deutschen Mannschaft nicht mehr hätte verbessern können. Trotzdem war er auf seiner Strecke noch schneller als Olkinoura.

Auf der dritten und vierten Teilstrecke begannen die Schweden gewaltig aufzuholen und schoben sich dabei vor Italien auf den zweiten Platz. Oestensson machte gegen Silvennoinen eine halbe Minute gut und Dahlqvist, der noch beim Wechsel an der 30-km-Marke 2:32 Min. zurücklag, holte als weitaus schnellster Schlußmann noch bis auf eine Minute auf.

1. Finnland (Lauronen, Kurikkala, Silvennoinen, Olkinoura) 2:32:07,69.
2. Schweden (Vahlin, Johansson, Oestensson, Dahlqvist) 2:32:15:42.
3. Italien (Aristide Compagnoni, Saverio, Compagnoni Jammaron, Gerardi) 2:33:50,21.
4. Deutschland (Josef Gitrein, Hermann Azzoloni, Vinzenz Demetz, G. Berauer) 2:38:10,82.
5. Schweiz (Freiburgaus, Borghi, Gamma, Fux) 2:50:26,23.
6. Slowakei (Soltes, Michalak, Cragnasak, Bruk) weit zurück.

1942 in Deutschland

Unter Vorsitz des schwedischen FIS.-Vizepräsidenten, Graf Hamilton, versammelten sich die Delegierten der dreizehn in Cortina anwesenden Nationen zu einer Sitzung. Nach der Erledigung interner Fragen der FIS. beschloß die Versammlung einstimmig die Ski-Weltmeisterschaften 1942 Deutschland anzuvertrauen. Von einer Beschlußfassung betreffs FIS.-Kongreß wurde vorläufig Abstand genommen.



Elf Nationen an den Ski-Weltmeisterschaften beteiligt
In Cortina d'Ampezzo, wo die Ski-Weltmeisterschaften ausgetragen werden, sind elf Nationen vertreten. Unser Bildtelegramm zeigt die deutsche Mannschaft während der feierlichen Eröffnung der Ski-Weltmeisterschaften. (Weltbild / M.)

Allgemeine Rundschau

Kampf gegen die Fichte

Der Sauerländische Gebirgsverein beobachtet seit längerer Zeit mit großer Sorge, daß immer stärkere Bestände schönen Laubwaldes zugunsten der Fichte verschwinden. Die Reichsstelle für Naturschutz und maßgebende Vertreter der deutschen Forstwirtschaft vertreten ebenfalls seit langem den Standpunkt des SGV., daß der übermäßig hohe Fichtenbestand im Sauerland, Siegerland und Bergischen Land große Gefahren mit sich bringt. Der Naturschutzbeauftragte des SGV., Wilhelm Münker, hat neuerdings wieder eine Eingabe an das Reichsforstamt gerichtet und die Gefahren aufgezeigt, die durch die übermäßige Anpflanzung von Fichten entstehen können. Abgesehen davon, daß das Bild der Landschaft eintönig werde, sei auf die Dauer eine Gefährdung der Wasserversorgung des Ruhrgebietes zu befürchten. Fichtenwälder böten entschieden höhere Brandgefahren als Laubwälder; Käfern und Insekten seien sie ideale Schlupfwinkel, während andererseits Vögel und Wild verdrängt würden, weil sie nicht mehr ihr Futter fänden. Gewiß beschere die Fichte zur Zeit noch einen durchschnittlich höheren Ertrag als die Laubhölzer, aber ob dies auf die Dauer der Jahre noch der Fall sei, müsse bezweifelt werden. Keinesfalls dürfe übersehen werden, daß die Anzucht von Laubbäumen auf den durch Fichten müde gewordenen Böden wenig Erfolg habe. Münker macht in der Eingabe, die in ähnlicher Form auch an den Ruhr-Talsperren-Verband gegangen ist, Vorschläge, wie all den geschilderten Gefahren der Nährboden entzogen werden kann.

Kleiner Kalender für den 5. Februar

Sonnenaufgang:	Sonnenuntergang:
9.10 Uhr	18.26 Uhr
Monduntergang:	Mondaufgang:
3.13 Uhr	12.50 Uhr

1808: Der Maler Karl Spitzweg in München geb. (gest. 1885). — 1861: Der Luftschiffbauer August von Parseval in Frankenthal (Pfalz) geb. — 1875: Papst Pius IX. erklärt die preußischen „Mai-Gesetze" für ungültig, Exkommunikation der altkatholischen Geistlichen. 1881: Der englische Geschichtsforscher Thomas Carlyle in London gest. (geb. 1795).

*

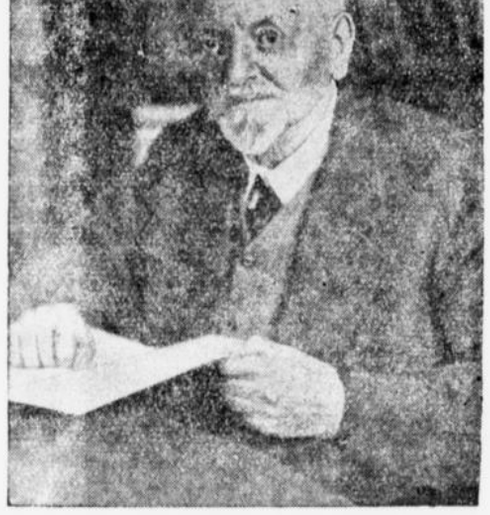
Wuppertal, 4. Febr. **Empfindliche Strafe für einen Hühnerdieb.** Eine deutliche Mahnung an die Hühner- und andere Kleintierdiebe erließ die Große Strafkammer des Wuppertaler Landgerichts. Im Oktober war vom Schwiegersohn eines Siedlers an dessen Hühnerstall ein Mann gestellt worden, der sich recht verdächtig benahm. Auf Anruf blieb er nicht stehen. Bei der hastigen Flucht stolperte er und kam zu Fall, so daß er gefaßt werden konnte. Fünf Hühner lagen geschlachtet im Stall. Vor Gericht spielte er den Unschuldigen. Nur seine bisherige Unbescholtenheit bewahrte ihn vor dem Zuchthaus. Da Kleintierdiebstähle besonders verwerflich sind im Hinblick darauf, daß sie meist einfache Leute treffen, hielt das Gericht eine Gefängnisstrafe von einem Jahr für notwendig, ein Urteil, das der Angeklagte trotz der vorherigen Unschuldsbeteuerungen sofort annahm.

Köln, 5. Febr. **Selbstmord bei der Verhaftung.** Ein von der Kriminalpolizei gesuchter 38jähriger Betrüger und Pelzmarder, der sich ohne feste Wohnung in Köln umhertrieb, wurde von einem Kriminalbeamten auf dem Mauritiuswall gestellt. Ehe der Beamte zur Festnahme schreiten konnte, brachte sich der Betrüger aus einer Pistole einen Brustschuß bei; er war sofort tot.

Oebisfelde, 5. Febr. **Ohrenschützer** wurden dem Bahnarbeiter Ewald Peist in Oebisfelde zum Verhängnis. Mit dem Reinigen von Weichen beschäftigt, hörte er wegen der Ohrenschützer weder das Herannahen eines Zuges noch Warnsignale. Er wurde auf der Stelle getötet.

Berlin, 5. Febr. **Feldpostmarder hingerichtet.** Am 1. Februar 1941 ist der am 10. März 1910 in Neuhaus am Inn geborene Franz Breitenthaler hingerichtet worden, den das Sondergericht in Nürnberg als Volksschädling zum Tode und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt hat. Breitenthaler hat viele Feldpostsendungen unterschlagen und beraubt.

Prag, 4. Febr. **Sonderbare Wette.** In einem Automatenbüffet in Prag wettete ein 26jähriger Handlungsgehilfe mit einigen Gästen, daß er eine Weinflasche mit der bloßen Hand zerdrücken könne. Die Wette kam zustande, der Handlungsgehilfe gewann sie auch, aber er zog sich so schwere Schnittwunden zu, daß er schleunigst ins Krankenhaus geschafft werden mußte.



80. Geburtstag Parsevals
Neueste Aufnahme von Professor Major a. D. August von Parseval, der am 5. Februar seinen 80. Geburtstag feiert. Der Name Parseval ist mit der Entwicklung der Luftschiffahrt aufs engste verbunden. Im Jahre 1891 konstruierte er mit Sigsfeld den Drachenballon und im Jahre 1906 das Prall-Luftschiff, das Parseval-Luftschiff. (Scherl, M.)

Hauptmann Holthausen und das Mädchen Sabine

Ein Schicksalsroman aus unserer großen Zeit von Erika Wille

Urheberrechtsschutz: Deutscher Romanverlag vormals E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

30)

Sie nimmt sich kaum Zeit, sich ordentlich abzutrocknen, halbnaß noch fährt sie in das Strandkleid und kommt gar nicht schnell genug über die Wiesen wieder nach Haus.

Doch das Fichtenhaus steht stumm und sieht irgendwie verschlossen aus, als Sabine es atemlos betritt. Kein Telefon rührt sich, kein Feuer brennt im Herd, kein Mensch ist da. Es ist fast ein wenig unheimlich — Sabine kommt sich vor, als sei alles um sie herum gestorben.

Aber dann steckt Argo seinen schönen Kopf zur Hintertür herein und schnobert, und Pan springt begrüßend an ihm herauf.

Sabine holt trockenes Brot aus der Kammer und gibt es dem Pferd, dann stellt sie ihm einen Eimer mit frischem Wasser hin, den das Pferd begierig leerschlürft. Mehr weiß sie nicht zu tun.

Pan und Silvus stehen dabei und wedeln und sehen Sabine an: bekommen sie heutnichts? Sie werden auch schnell besorgt, und dann muß sie selber etwas essen, ihr Zimmer richten und im Haus gibt es allerhand zu tun. Die Stunden gehen herum für Sabine Holthausen, aber keine führt sie weit von dem Telefon weg, auf dessen Ton sie den ganzen Tag schon angespannt wartet.

*

Als Christof Holthausen endlich erwacht, sieht er wieder gerade in die blaugrauen Augen der Schwester Ulrike, die über ihn gebeugt an seinem Bett steht und ihm sanft den verschobenen Kopfverband richtet. Und diesmal denkt er nicht an Sabine dabei, diesesmal steigt eine Erinnerung aus längst verschütteten Tiefen in ihm hoch und nimmt langsam Gestalt an. Er ist noch benommen, um sich zurechtzufinden, er fragt nur unsicher suchend:

„Ulrike — van Doom?"

Zwei kühle schmale Hände legen sich zart um seine Wangen:

„Ja, aber jetzt heißt es: Schwester Ulrike! Schlaf weiter, Christof Holthausen — und träume von Süd-West! Träume von Ulrike van Doom."

„Schlafen? Nein, nicht schlafen. Es kommt mir vor, als habe ich seit Wochen nichts getan als schwer und böse geschlafen."

„Du bist verwundet, Christof — und warst meist bewußtlos. Doch nun wird alles gut."

Ulrika van Doom hat Christof Holthausen damals, als er über die Steppen in Südwest ritt und in ihrem Haus zu Gast war, nicht „Du" genannt, aber heute tut sie es, tut es bewußt! Sie will ein Band spannen zwischen sich und dem wunden Mann, der einer anderen Frau gehört, eine Gemeinsamkeit schaffen, die ihn verpflichtet.

Ulrike van Doom (Schwester Ulrike), ist wie ein Pfeil, der auf einer gespannten Saite liegt. Niemand kann wissen, wohin er trifft. Und vielleicht liegt es nicht einmal in ihrem eigenen Willen, vielleicht geht auch sie einen dunklen Pfad, auf dem sie vorwärts muß, ihrem Schicksal nach.

Christof Holthausen liegt in seinen Kissen und seine Augen suchen das schöne Gesicht unter der weißen Haube. Wunderbar ist diese Frau, das empfindet er doppelt in seiner Hilflosigkeit. Eine stille Zuversicht geht von ihr aus, neben ihr haben Leben und Tod keinen Platz. Sie ist da, und das ist wunderschön. Sie steht an seinem Bett und lächelt, und aus dem Lächeln heraus steigen Erinnerungen in seinem Herzen auf.

Christof Holthausen sieht verschwommen die weite sonnige Steppe vor sich, mit hartem, scharfem, hohem Gras und vereinzelten Dornbüschen, Antilopen grasen dazwischen, stets zur Flucht bereit. Er sieht eingezäunte Viehweiden, auf denen Hausvieh grast. Er sieht unzählbare Herden von Caraculschafen mit ihren schwarzen Hütern über die Steppen ziehen. Und irgendwo inmitten all der Sonne und Weite liegt ein niedriges weißes Haus: eine Holzterrasse ist davor, mit Schlinggewächsen überwuchert, und an der Brüstung der Terrasse steht eine schöne Frau und lächelt . . .

Christof Holthausen ist sehr müde, seine Gedanken folgen ihm nicht, aber das Lächeln steht über ihm und ist immer da, wenn er die Augen öffnet.

*

Längst hat der Alois seinen Platz neben dem Bett des Verwundeten der Schwester wieder allein überlassen und ist nach Seeheim zurückgefahren. Langsam rinnen die Stunden, die Christof Holthausen Gesundheit bringen.

Sabine ruft täglich im Lazarett an und die Nachrichten, die sie erhält, werden immer günstiger: Christof Holthausen schläft sich gesund! Und Schwester Ulrika wacht über ihm. Eifersüchtig besteht sie darauf, daß keine andere Schwester ihm behilflich sein darf, und mit energischer Zähigkeit versteht sie es, zu verhindern, daß Sabine ihren Mann besuchen darf. Nur sie darf da sein für Christof Holthausen.

Und dies Ziel hat sie schnell erreicht. Er ist ja so hilflos, so auf sie angewiesen. Sie steht neben ihm im Verbandsraum, wenn seine schweren Wunden behandelt werden, und hält mit ihren kühlen Händen seinen heißen, schmerzenden Kopf. Sie weiß, wann er durstig ist und spürt, wenn böse Träume ihn quälen. Und wenn er schlaflos liegt, spricht sie mit ihm von Afrika. Nie viel — sie versteht es meisterhaft, mit ganz wenig sparsamen Worten Erinnerungen in ihm zu wecken. Und sie erreicht es, daß er von selber an die Dinge denkt, die sie in ihm aufwecken will, sie führt ihn unmerklich auf die richtige Spur.

Eine wunderschöne Frau ist Ulrike van Doom gewesen in dem weißen Farmhaus zwischen den Schwarzen und neben ihrem Mann, eine Frau, die gleichgültig und kalt aussah, und deren Augen doch solch Feuer sprühen konnten, daß sich ein Mann wie Christof Holthausen daran entzünden mußte. Ihre Hände waren damals so kühl wie heute, aber ihr Druck, der Griff, mit dem sie mehr als einmal nach seinen Händen faßte, brannte und erschreckte förmlich. Alles, was ihr Mund verschwieg, sagten ihre Hände.

Wenn sie Christof das Gewehr abnahm, lächelnd und gleichgültig, oft dabei ein Scherzwort mit ihrem Mann tauschend, berührten ihre Finger die seinen mit einem Ausdruck, der alles versprach.

Ulrike van Doom . . .

Christof Holthausen sieht es wieder genau vor sich, wie er damals nicht klug werden konnte aus dieser erregenden Frau. Wie er lange Zeit nicht wußte, ob sie mit ihm spielte und wie der Wille, sie zu erobern, in ihm aufgestiegen ist.

Zu einem kurzen Jagdbesuch nur ist er auf die Farm geritten und hat sich Wochen und Wochen nicht trennen können — um dieser Frau willen. Nie ist etwas zwischen ihnen vorgefallen, was Henrik van Doom nicht hätte wissen dürfen, und doch schwang eine Spannung zwischen ihm und ihr, die manchmal kaum zu ertragen war.

Da packte er eines Tages kurz entschlossen sein weniges Gepäck, ohne seine Absicht weiter anzukündigen, und trat mit geschultertem Gewehr auf die Terrasse hinaus, auf der Ulrike und ihr Mann in Schaukelstühlen saßen und in den roten Himmel hinaussahen. Es war die Stunde der schnellen Dämmerung. Sekunden nur würde das Farbenspiel am Himmel währen, und dann würde es auf einen Schlag dunkel sein.

„Nanu — gestiefelt und gespornt? Wollen Sie noch auf den Löwen, Holthausen? Soll ich mitkommen?"

Henrik van Doom räkelte sich ein wenig unlustig in seinem Stuhl.

„Bleiben Sie sitzen, van Doom. Nein, ich will nicht auf den Löwen, ich will weiter. Meine Wege müssen sich endlich einmal von Ihrem gastlichen Haus trennen. Ich habe Ihnen schon viel zu lange auf dem Hals gesessen. Ich reite mit herzlichem Dank, van Doom. Meine Trophäen stehen gepackt, lassen Sie sie nach Windhuk schaffen mit der nächsten Gelegenheit, an meine Adresse. Leben Sie wohl, van Doom."

(Fortsetzung folgt.)

schau

lbsimord bei der Verhaf
minalpolizei gesuchter 3
Pelzmarder, der sich ohne
umhertrieb, wurde von
n auf dem Mauritius-
Beamte zur Festnahme
e sich der Betrüger aus
ustschuß bei; er war so-

Ohrenschützer wurden
ald Peist in Oebisfelde
dem Reinigen von Wei-
wegen der Ohrenschützer
en eines Zuges noch
e auf der Stelle getötet

dpostmarder hingerichtet.
t der am 10. März 1910
geborene Franz Brei
htet worden, den das
berg als Volksschädling
Verlust der bürgerlichen
enszeit verurteilt hat.
iele Feldpostsen-
agen und beraubt.

erbare Wette. In einem
ag wettete ein 26jähriger
einigen Gästen, daß er
r bloßen Hand zerdrücken
zustande, der Handlungs-
h, aber er zog sich so
zu, daß er schleunigst ins
werden mußte.



ag Parsevals
n Professor Major a. D.
der am 5. Februar sei-
ert. Der Name Parseval
ng der Luftschiffahrt
n. Im Jahre 1891 kon-
eld den Drachenballon
s Prall-Luftschiff, das
(Scherl, M.)

und erschreckte förmlich.
verschwieg, sagten ihre

das Gewehr abnahm,
g, oft dabei ein Scherz-
n tauschend, berührten
n mit einem Ausdruck,

sieht es wieder genau
nicht klug werden konnte
rau. Wie er lange Zeit
ihm spielte und wie der
in ihm aufgestiegen ist.
gdbesuch nur ist er auf
o hat sich Wochen und
nnen — um dieser Frau
s zwischen ihnen vor-
van Doom nicht hätte
schwang eine Spannung
die manchmal kaum zu

Tages kurz entschlossen
ne seine Absicht weiter
mit geschultertem Ge-
hinaus, auf der Ulrike
aukelstühlen saßen und
hinaussahen. Es war
Dämmerung. Sekunden
iel am Himmel währen,
f einen Schlag dunkel

und gespornt? Wollen
en, Holthausen? Soll

räkelte sich ein wenig
hl.
van Doom. Nein, ich
, ich will weiter. Meine
ich einmal von Ihrem
. Ich habe Ihnen schon
Hals gesessen. Ich reite
van Doom. Meine
t, lassen Sie sie nach
er nächsten Gelegenheit,
n Sie wohl, van Doom."
(Fortsetzung folgt.)



Am häuslichen Herde



Hochzeit auf der „Bremen"

Eine heitere Hochstaplergeschichte von T. Alexander

Herr Franz Ebeseder, Direktor der Kredit- und Hypothekenbank außer Dienst, ehemals Wien, Hernalser Hauptstraße 42 wohnhaft, bestieg an einem schönen Maimorgen des Jahres 1937 in Southampton den Dampfer „Bremen", der für Newyork bestimmt war. Auch Herr Ebeseder war für Newyork bestimmt, sehr sogar, denn dort allein konnte er unerkannt und unbehelligt in der Menge untertauchen. Dies war verdammt nötig, denn Herr Ebeseder trug in seiner Rocktasche die letzte Nummer der „Wiener Nachrichten", die noch vor Ausfahrt der „Bremen" nach England gelangt war, und da war auf der dritten Seite in großen Lettern zu lesen:

Bankdirektor unterschlägt 150 000 Schilling und flüchtet. Und dann kam eine nette Beschreibung seiner Person und ein ebenso nettes Bild. Denn Herr Franz Ebeseder war das, was man in Wien einen feschen Kerl nennt. Was die Aktionäre der Bank freilich in diesem besonderen Falle ganz und gar nicht finden konnten. Denn Herr Franz Ebeseder hatte viel zu fesch gelebt, und das fesche Leben kostet bekanntlich Geld, sehr viel Geld. Herr Ebeseder dachte wehmütig an das viele Geld zurück. Ja, wenn er so ein kleiner Kassierer gewesen wäre, der einmal einen festen Griff in die Kasse tat und dann mit gefüllter Brieftasche ins gelobte Land Amerika fuhr! Aber Herr Ebeseder hatte die 150 000 Schilling — es waren übrigens nur 142 480 — die Zeitungen müssen ja immer übertreiben — so nach und nach unterschlagen. Als die Revision unvermeidlich war, kam erst diese Summe heraus, über die Herr Ebeseder selbst erstaunt war. Wenn er zusammenrechnete, was die Mizzi, die Reserl, die Gusti gekostet hatten, dann die schöne Ilona aus Budapest, so konnte es schon stimmen. Du lieber Gott, Herr Ebeseder war ja wirklich ein fescher Kerl, und da kann man doch nicht verlangen, daß er am Sonntag nichts anderes tat, als mit der Straßenbahn nach Grinzing zu fahren und auf den Kahlenberg zu gehen? Die Reisen an die Riviera, der Wagen, die Gastmähler und die flotten Abende, das alles kostete doch Geld!

Jedenfalls war es gut, daß Herr Ebeseder in Southampton einstieg, denn dort kannte ihn niemand, und die Hafenpolizisten schienen ja andere Zeitungen zu bevorzugen als die Wiener Nachrichten. Die 150 000 Schilling waren also weg, längst weg, aber Herr Ebeseder war bei allem seinem Leichtsinn doch ein fürsorglicher Mann gewesen. Zehntausend Schilling hatte er sich aufgehoben, so für alle Fälle, man konnte ja doch nie wissen, davon hatte er die Reise bezahlt nach Southampton, die Ueberfahrt in der 1. Klasse auf der „Bremen", und mit den 8000 Schilling, die ihm noch bleiben, würde er schon die ersten Monate in Newyork auskommen und sich vielleicht ein kleines Geschäft kaufen können. Vielleicht eine kleine Bar oder sonst etwas. Hauptsache: erst einmal drüben sein!

Endlich fuhr die „Bremen" wieder aus dem Hafen. Herr Ebeseder ging die langen Decks entlang, die Sonne schien so warm und fröhlich, und die Menschen hatten auch alle so ein munteres Aussehen. Kein Wunder, denn sie fuhren auf dem schönsten und besten Dampfer der Welt, und das war schon Grund genug, um fröhlich zu sein. Und dann hatten sie ja auch nicht alle 150 000 Schilling unterschlagen!

Eine Sache allerdings störte Herrn Ebeseder ganz gewaltig. Es wäre ihm lieber gewesen, auf einem Segelschiff aus der guten alten Windjammerzeit über den Ozean zu segeln. Leider gab es diese nicht mehr. Die „Bremen" hatte eine sehr unangenehme Eigenschaft. Für Herrn Ebeseder nämlich. Sie besaß eine Funkstation, die mit der ganzen Welt in Verbindung war. Mehr noch, man konnte sogar von der „Bremen" aus mit der ganzen Welt sprechen, und natürlich auch die ganze Welt mit der „Bremen". Am liebsten wäre Herr Ebeseder auf diese großen Masten geklettert und hätte den guten Leuten die Drähte abgeschnitten. Wahrscheinlich ohne Erfolg, man hätte neue angebunden.

Auf einmal fühlte sich Herr Ebeseder nach gut wienerischer Art von rückwärts umarmt, zwei Hände legten sich um seine Augen.

„Guck, guck, wer tommt denn da? Wer bin ich denn?" flötete eine süße Mädchenstimme, die Herrn Ebeseder etwas bekannt vorkam.

Keine angenehme Lage, wenn man seinen eigenen Steckbrief in der Tasche trägt.

Die Reserl? Die Mizzerl? Nein, die Gusti war es, Herr Ebeseder befreite sich sanft aus den nach Flieder duftenden Armen und wandte sich um.

„Wahrlich, die Gusti!" Herr Ebeseder heuchelte Freude und Ueberraschung.

„Ja, warum soll ich's denn nicht sein!" lachte die Gusti. In der blauen Golfjacke und dem weißen, eng anliegenden Rock sah sie aber auch wirklich allerliebst aus. „Man will doch auch einmal Amerika sehen! Nicht war! Und dann gibt's so viele fesche Leute drüben in Newyork." Sie kannte manche vom Skilaufen im Winter! Das waren schon ganz fesche! Wie man drüben freuen würde! Herr Ebeseder freute sich nicht, wirklich nicht, aber er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Denn daß das Spiel böse war, merkte er sofort.

„Bist ja jetzt ein berühmter Mann geworden, Franzl", sagte die Gusti. „Wenn die Zeitungen schon dein Bild bringen . . .!"

Herr Ebeseder verstand. Verstand nur zu gut.

„Keine Angst, Franzl," sagte die Gusti. „Ich werd' doch nicht tratschen. Und die Leute hier auf dem Schiff haben doch anderes zu tun, als die ‚Wiener Nachrichten' zu lesen. Ein wundervolles Schiff, diese ‚Bremen'. Hast du schon die Ladenstraße gesehen? Du, da hängen Kostüme in den Glaskästen, ich habe schon etwas probiert, einfach zum Anbeißen. Einen Pelz mit weißen Aermeln, weißt, den könnt' ich in der Oper tragen . . ."

Also ging Herr Ebeseder in die Ladenstraße der „Bremen". Er verdammte diesen Einfall einer hochlöblichen Schiffahrtsgesellschaft. „Weißt, Gusti," seufzte er ganz verstohlen. „Das mit dem Geld ist ja alles nicht wahr. Ich habe nämlich gar kein Geld mehr. Das hat sich in all den Jahren nur so zusammengepleppert!"

„Was?" entrüstete sich die Gusti. „Zusammengepleppert? Dazu kenn' ich dich viel zu genau, Franzl. Du warst immer ein Schlauer, ein ganz Schlauer. Aber es ist nicht schön, daß du mir nicht Vertrauen schenkst. Ich bin doch deine Gusti!" Damit schmiegte sie sich enger an Herrn Ebeseder, und vom Geld war keine Rede mehr. Auch nicht von dem Gelde, daß er nicht besaß.

Es war nicht der letzte Gang, den Herr Ebeseder und Gusti in die Ladenstraße des Schnelldampfers „Bremen" machten. Viele, viele Gänge folgten. Und nicht einmal Gott Neptun wollte ein Einsehen haben. Dieser große Kasten spürte die Wellen einfach nicht, es war wirklich zum Verzweifeln. Herr Ebeseder hätte weiß Gott was dafür gegeben, wenn diese Gusti bis Newyork seekrank in ihrer Kabine gelegen hätte . . . Dazu mußte er zärtlich tun, mußte Gusti von früh bis abends, den Pelz, die Reisedecke, den Liegestuhl nachschleppen, mußte mit ihr tanzen, im Schwimmbad vom Springbrett springen, sich massieren lassen, im Turnsaal Kamel, Elefanten und Galopp-Pferde reiten und auf zwei Walzen mit einem Fahrrad hundert Kilometer abtreten.

Denn Gusti war anspruchsvoll, sehr anspruchsvoll.

Und am letzten Tag vor der Ankunft erklärte sie Herrn Ebeseder: „Weißt was, Franzl, wir heiraten!"

„Waaas?" Herr Ebeseder starrte sie fassungslos an.

„Nun, heiraten natürlich? Das ist doch die natürlichste Sache von der Welt. Oder liebst du mich vielleicht nicht mehr?" Dabei zog sie ihr Täschchen, Herr Ebeseder konnte von ungefähr ein kleines Zeitungsbild darinnen sehen. Sein Bild.

„Natürlich, Gusti, so habe ich es mir immer gedacht," bekannte er. Erst einmal in Newyork, dachte er. Dann warte, du kleines Biest.

„Wir lassen uns nach der Ankunft vor dem Konsul trauen," befahl Gusti. „Ich werde sofort das Telegramm aufsetzen. Geld spielt ja keine Rolle."

Jetzt wurde es Herrn Ebeseder aber zu dumm. Da kam er ja nicht einmal ungesehen an Land.

„Geld spielt schon eine Rolle," schrie er die verdutzte Gusti an. „Eine große sogar. Besonders, wenn man es nicht hat." Nahm sich einen Anlauf und erklärte ihr, wie so man 150 000 Schilling unterschlagen kann und doch kein Geld mehr hat. Besonders, wenn man die Inhaber der Prunkgeschäfte auf der Ladenstraße so reichlich gefüttert hat.

Am anderen Morgen lief die „Bremen" in Newyork ein. Herr Ebeseder sah, daß mit dem ersten Boot einige Herren an Deck kamen, die wenige Minuten später mit einem Schiffsoffizier auf ihn zukamen. Auch Gusti war unter den Herren.

„Sie hat nicht locker gelassen," fluchte er. Jetzt kam sie wirklich mit dem Konsul. Er sah sehnsüchtig in das Wasser ringsherum. Vielleicht konnte man einen Sprung wagen. Heiraten ist schließlich auch nicht ungefährlich.

„Das ist er!" sagte Gusti und führte die fremden Herren zu Ebeseder.

„Kann ich es mir nicht noch 24 Stunden überlegen?" bat er.

Doch die Herren lachten nur und nahmen ihn in ihre Mitte. Denn es waren Kriminalbeamte, die auf die Anzeige der lieben Gusti an Bord gekommen waren.

„Gott sei Dank," seufzte Herr Ebeseder. „Ich fürchtete schon, es sei der Konsul und ich müßte heiraten."

„Nun, hat man das Geld bei ihm gefunden?" fragte die Gusti eine Stunde später beim Schiffszahlmeister, der eben mit den Polizeibeamten gesprochen hatte.

„Nichts, nicht einmal so viel, daß er sein Taxi hätte zahlen können," antwortete ihr der höfliche Schiffsbeamte.

„Das ist doch wirklich stark," fuhr die Gusti in die Höhe. „Er war also wirklich ein Lump!"

Eine Frau begegnet der Gefahr

Von Richard Brunotte

An mutigen Frauen ist die Weltgeschichte nicht arm. Sie haben auf Thronen gesessen. Sie sind ihrem Manne in den Krieg gefolgt. Sie waren bisweilen gar — gegebenenfalls unter unverhohlener Geringachtung des stärkeren Geschlechts — in gefährliche Händel verstrickt, die mit Kraft und Geschick durchfochten wurden. Aber Frauen im Löwenkäfig, bei der Verbrecherbekämpfung, auf der Dschungelfahrt — das sind Erscheinungen der jüngsten Gegenwart. Manches Mädchen ist durch die Ueberlieferung des Elternhauses auf diesen dornenvollen Weg gewesen worden. In anderen Fällen machte der Zufall den Vermittler. Und dann war es zumeist eine Feuerprobe.

Die Aerztin wird Dompteuse

Auf solche Weise ist die hübsche junge Juana Perez in Buenos Aires zu der Erkenntnis gekommen, daß sie die geborene Tierbändigerin sei. Sie hatte bereits einige Jahre als Aerztin praktiziert, als sie eine Menagerie besuchte, die ihre Zelte vor der argentinischen Hauptstadt aufgeschlagen hatte, stürzte plötzlich ein Käfig um, der zwei große Leoparden gefangen hielt. Die Bestien gewannen die Freiheit. Alle Besucher stürzten in panikartiger Flucht davon. Nur Juana Perez konnte sich nicht mehr retten. Die Raubkatzen hatten ihr den Weg zum Ausgang abgeschnitten. Die Frau kauerte sich in eine Ecke, das letzte Stündlein erwartend. Die Leoparden schlichen sich heran. Aber der gefürchtete Sprung unterblieb. Die Tiere legten sich neben dem Mädchen nieder und schmiegten sich an wie zahme Kätzchen. Und dann eilte auch der Eigentümer der Menagerie herbei. Der Mann und die Frau brachten die Wildlinge wieder in den Käfig. Juana Perez aber erkannte ihre Macht über die Tiere. Durch einige neue Proben wurde sie in dieser Ueberzeugung so sehr bestärkt, daß sie sich zum Berufswechsel entschloß. Immerhin ein Berufswechsel seltener Art!

Tanz im Leuchtturm . . .

Es ist gleichsam der Hammer des Schicksals erforderlich, um den schlummernden Funken aus dem Stein zu schlagen. Diese Erfahrung hat auch eine zarte blonde Belgierin machen müssen. Ann wohnte in Santfliet, aber sie ging Tag für Tag über die holländische Grenze, in den „Leuchtturm" nämlich, wo sie als Tänzerin die Gäste unterhielt. Jeden Abend kehrte sie mit der Bahn zurück. Die Beamten der Zollstation nickten der hübschen jungen Frau freundlich zu, wenn sie ihnen das geöffnete Köfferchen wies. Sie wußten: Es war immer derselbe Inhalt — das Tanzkleid und all die Utensilien, die bei der Schönheitspflege benötigt werden. Aber mit diesem Köfferchen mußte es doch eine eigenartige Bewandtnis haben. Denn eines Abends, als Ann in ihrer Garderobe saß und sich für ihren Dienst vorbereitete, wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Männer stürzten herein, nahmen das zierliche Behältnis an sich und stießen das erschrockene Mädchen in ein abgelegenes finsteres Zimmer. Mehrere Wochen dauerte die Gefangenschaft. Dann wurde Ann in einem verschlossenen Wagen nach Hertogenbusch befördert. In einem Gasthause wollten die Entführer mit dem Mädchen frühstücken, das völlig eingeschüchtert schien. Ein einziger fremder Gast saß noch in dem Zimmer. Da brachte die zarte blonde Ann es fertig, unter irgend einem Vorwand aufzustehen und den Platz des Fremden zu erreichen.

„Helfen Sie mir! Drüben sitzen Verbrecher!" schrie sie ihm zu. Dann duckte sie sich unter den Tisch. Der Mann duckte sich ebenfalls. Denn plötzlich krachten Schüsse durch den stillen Raum. Aber das Mädchen war an den richtigen Mann geraten: ausgerechnet an den Chefkonstabler der Polizeiabteilung von Hertogenbusch! Es war ein Riese mit einem gutmütigen Kindergesicht, der da so unsanft aus dem Frühstück gerissen worden war. Aber er fand sich schnell zurecht. Mit Hilfe einiger Männer, die der Lärm der Schüsse herbeigelockt hatte, brachte er die Verbrecher hinter Schloß und Riegel. Und alles klärte sich. Ann hatte — ohne es zu wissen — in ihrem Köfferchen Diamanten über die Grenze geschmuggelt. Die Spitzbuben waren Insassen des „Leuchtturmes" und des Elternhauses gewesen.

Das zarte, schmale Mädchen hatte einen Schneid geoffenbart, den niemand in ihr vermutet hätte. Sie wurde so bekannt, daß man ihr anbot, Detektivin zu werden. Eine erfolgreiche Laufbahn begann. Ann soll die beste Diamantenspezialistin Europas geworden sein . . .

Die Elefantenjägerin

Ohne große Umwege ist Osa Leightly zu ihrem abenteuerlichen Beruf gekommen. Sie war noch blutjung, als der Afrikaforscher Martin Johnson in ihr Leben trat. In der Schule hielt er einen Vortrag über Seereisen nach unbekannten Gestaden. Der Bericht des schwärmerischen Mannes begeisterte sie. Bald darauf kam sie mit ihm durch Zufall in einer Gesellschaft zusammen. Er erzählte so viel von seinen abenteuerlichen Fahrten, daß sie Feuer fing — nicht für den Menschen, sondern für die Romantik seines Berufes. Und als er sie fragte, ob sie ihn auf seiner nächsten Unternehmung begleiten wolle, sagte sie zu — als seine Frau! Sie hat dann seine Erwartungen weit übertroffen. Sie ist während der sechzehn Jahre, die beide auf gemeinsamer Expedition verbrachten, an die zwanzig Male seine Lebensretterin geworden, vor allem dank ihrer überragenden Schießkunst. Aber sie konnte den Mann nicht vor dem schweren Unfall bewahren, der ihn im Flugzeug ereilte. Martin fand damals den Tod. Die Frau hat sich von ihren Wunden wieder erholt. Und ihrem gefährlichen Berufe ist sie treu geblieben.

Gezeiten!

Ach, wie weit ist schon das „Gestern",
Und das „Morgen" noch so fern,
Doch das „Heute" sei die Brücke,
Die da führt von Stern zu Stern.

Diese Brücke mußt du schreiten,
Festen Schrittes, ohne Hast,
Denn bedenke, daß du „Morgen"
Wieder mehr ein „Gestern" hast.

Auch das „Morgen" wird zu „Gestern"
In des Daseins wildem Schwung;
Drei Gezeiten hat das Leben:
Hoffnung — Sein — Erinnerung.

F. Engelhardt.

Allerlei Hände

Von Anne-Marie Könitzer

Ich wußte schon als Kind, daß Hände gut und böse sein können. Meine Nachbarin in der Schulbank hatte keine guten Hände! Sie waren äußerlich nicht das, was man eine wohlgeformte Hand nennen kann. Es war eben keine kleine mollige Kinderhand, der man doch schon ansehen konnte, was aus ihr einmal werden würde. Nein, die Hände meiner Mitschülerin waren schon damals „erwachsen" und hatten ein „böses Gesicht" und taten auch Böses! Sie quälten Tiere, griffen nach fremdem Eigentum, lagen immer auf der Lauer, um anderen wehzutun. Und ich hatte diese Hände jahrelang neben mir. Mir schien, die runden Nägel hätten Gesichter, zornige Augen, und die kurzen Finger wären die schnellen Beine der häßlichen Gedanken dieser Hände. Ich bekam auch manchmal die Hände zu fühlen, sie waren heiß, und ich mochte sie nicht. —

Vielerlei Hände sah ich, gute Hände. —

Da saß eine junge Frau mir in der Straßenbahn gegenüber, blond und schlicht. Ihre Hände lagen übereinander, so, als ruhten sie aus. Sie mochten einem Kranken heute Mut gegeben haben. Sie sind ihm zart über den Kopf geglitten, sie haben liebkosend sein Gesicht gestreift und sind auf seinen Händen liegengeblieben. Sie waren kühl und rein, so wie diese Frau, wie ihre Augen. Ich schaue auf die Hände hinab, ich sehe, wie sich Handschuhe leicht über sie streifen lassen, und auch nun noch, da sie verhüllt sind, liegen sie gut und lieb beieinander. Es ist mir, als warteten sie darauf, wieder zu dem Kranken zu gehen und ihm zu helfen.

Die Hände der Menschen sprechen ihre Sprache. Sie haben auch Gesichter, und es spiegelt sich das Leben der Seele darin. Nicht nur im Auge. — Auf einer großen starken Arbeiterhand ruhte mein Blick. Sie war noch verschmutzt von der Arbeit des Tages. Breit lag sie auf der Manchesterhose. Ein Stück Leben. Ein Werkzeug dieses Mannes. Die linke daneben. Auch ausgebreitet, starknochig. Ruhig lagen die Hände des Arbeiters, sie ruhten aus. Sie hatten den ganzen Tag gewerkt. Sie mußten aufmerksam sein, flink an der Maschine, geschickt sich ducken, daß der Kolben sie nicht einmal erfaßte. Oh, sie waren es, jeden und jeden Tag! Nun fuhren sie mit dem Mann nach Hause — in seine Stube, zu der Frau, sie legten sich den Löffel, sie brachen das Brot, sie hielten die Zeitung. Und später, da fanden sie sich wohl auch einmal zu der Frau und legten sich auf deren Hände und meinten es gut.

Diese breiten Männerhände sprachen zu mir von dem Arbeitsleben dieses Mannes. Sie redeten eine gute Sprache, denn sie hatten ein gütiges Gesicht. — Noch einmal sollten mir ähnliche Hände wie die meiner früheren Mitschülerin flüchtig begegnen. Ich sah sie neben vielen anderen, die in guter Regsamkeit Kunden bedienten, Tüten hastig zumachen, Geld einheimsen — sie blieben unruhig auf dem Ladentisch, sie waren immer hinterher, die Kasse zu drehen und das Geld wiegend zuhalten. Ich habe sie nie gefühlt, doch ich spürte es, sie müßten immer feucht sein. Das waren keine guten Hände. Und wenn sie unbeobachtet waren, was taten sie dann? —

Ich hatte seine Hände nie gesehen, nur sein Spiel hatte ich gehört. Leicht führte seine Hand den Bogen. Die Melodie schlich sich in mein Zimmer. Ich kannte sie nicht, doch ich liebte sie, täglich gehört. Einmal ganz zufällig lernte ich den jungen Geigenspieler kennen. Er war noch sehr jung. Doch sah ich seine Hände — ich dachte, sie müßten etwas krank sein, da die Bläße ins Bläuliche hineinspielte. Seine Hand hielt den Bogen, sie sang die Melodie mit, sie spielte dann noch weiter und sang, als der Bogen längst neben der Geige lang. Es waren singende Hände. Nicht verwandt waren sie mit den Händen der jungen blonden Frau — sie streichelten nur den Bogen, um zu singen mit ihm. Solche Hände begegneten mir nicht wieder. —

Oft habe ich Kinderhände in den meinen gehalten, solche, die gut waren, und andere, die böse Gesichter hatten. Die ließ ich los. Und doch liebte ich die Hand eines vierjährigen Jungen, der einmal nach mir schlug. Sie bekam später ein liebes Gesicht, ich habe sie viel um mich gehabt.

So können sich Hände auch ändern, verändern?

Ja und nein!

Die Hand, die einmal nach mir schlug, streichelt mich heute und schreibt aus weiter Ferne lieb an mich.

Vom MG. zur Schreibmaschine

Von Kriegsberichter Dr. Joachim Fischer

Kriegsberichter im Feuerhagel

Fahl und im grauen Licht hob sich der Morgen aus der Nacht. Die schattenhaften Schemen der Infanteristen im Dunkel der Nacht, verhüllt durch den dichten Vorhang der Bäume, wuchsen zu festen Umrissen: die Gesichter wurden erkennbar. Uebernächtig, verschmutzt warteten sie. Seit mehr als drei Stunden schoß der Franzose in den Wald. Seine Granaten zerfetzten die Kronen der Bäume, zerrissen die Stämme und wühlten sich tief in den wurzelreichen Boden.

Die Infanteristen hatten sich an das Heranheulen, an das Bersten gewöhnt — sie lauerten nur auf das Näherrücken und sie dankten ihrem Hauptmann, daß er sie nicht an den Rand des Waldes vorgezogen hatte. Eine Wand aus glühendem Eisen richtete sich an dem Waldsaum auf, hinter der die weiten Felder und Wiesen von Stonne lagen, das die Franzosen am Südrande des Brückenkopfes von Sedan nicht gewillt waren, preiszugeben.

Unter den Infanteristen lagen zwei Männer einer Propagandakompanie. Seit mehr als einer Woche gehörten sie zu dieser Infanteriekompanie — als Wortberichter und Kameramann hatten sie sich ihr angeschlossen, und solange nun diese Infanteristen eingesetzt waren, solange auch schon taten sie dort Dienst, als wären sie nichts als Infanteristen.

In den Kämpfen dieser Woche war mehr als ein Drittel dieser Kompanie ausgefallen. Elf Mann waren gefallen, 32 Mann verwundet, sieben vermißt. Der Wortberichter übernahm das Maschinengewehr der vierten Gruppe, der Bildberichter nahm ein Gewehr. Seit einer Woche nicht mehr rasiert, seit einer Woche auf den Hängen des Mont Damion und seit einer Woche immerwährendes Artilleriefeuer und nächtliches Warten auf den Gegenstoß. Den Tag über das Starren nach drüben, von wo sie mehrmals mit Panzern gekommen waren.

In der Nacht aber kroch der Wortberichter von seinem MG. zurück auf den Kompaniegefechtsstand und schrieb dort, mit müden, dreckigen Fingern auf seiner Schreibmaschine, was ihm der Tag gebracht hatte. Dort fand er einen Melder seines Zuges vor, der die Berichte mitnahm; die Filme des Bildberichters gingen mit zurück, und dann wieder, wenn der Morgen näherrückte, der Gegner wieder seine Morgenmusik machte, kroch der Kriegsberichter und ehemalige Infanteriegefreite an sein Maschinengewehr, den Tag zu beginnen.

Bis der Tag des Sturmes kam.

Der Franzose mußte etwas ahnen, denn sein Feuer verstärkte sich, und er schoß mit seinen großen Kalibern auf die deutschen Stellungen. Endlich ging es aus den Löchern heraus. Die Infanterie stürmte, und der Wortberichter nahm sein Maschinengewehr und rannte keuchend den schmalen Weg voran, der an das Waldeck führte. Durch das Feuer der Franzosen hindurch — geführt von dem Glück, das den Tapferen behütet — und mehr als hundert Meter in der Wiese, längs der Hecke, die sie besäumte, stürzte er vor, bis er sein MG. in Stellung brachte.

Er schoß. Die Kameraden kamen heran — er machte Stellungswechsel — er schoß wieder. Auf Höhe 258 kamen sie in einen tosenden Feuerwirbel der Franzosen. Sie verkrampften sich in den Boden, bargen das Gesicht in den Armen — und warteten. Schreie gellten „Sanitäter!", und doch kamen sie auf die Höhe, die sie nahmen, ausbauten und noch eine Nacht hielten. Im Morgengrauen wurden sie abgelöst, die Kompanie sammelte.

Noch acht Mann waren gefallen — weitere sechzehn verwundet. An einem Dorfrand stand die Kompanie angetreten, der Wortberichter übergab sein MG. seinem bisherigen Zugführer. Wort- und Bildberichter meldeten sich ab: ihre Aufgabe war erfüllt. Und während die Infanteriekompanie in Ruhe ging, beschrieb der Wortberichter, wenn auch müde und erschöpft, so doch angefüllt von seinem Erleben, diese Tage. Er suchte aus seinem Erinnern die Eindringlichkeit des Geschehens, und während er schrieb, wurde ihm bewußt, daß er all diese Worte allein für die Männer seiner Kompanie setzte, mit der er den Sturm auf Höhe 258 gewagt hatte.

*

Der Kriegsberichter begleitete die Infanterie auf ihren Märschen — er fuhr mit den Panzerjägern in Vorauskommandos — er ritt mit der Artillerie, und er folgte den Pionieren auf ihren beschwerlich-gefährlichen Gängen des Minensuchens. Von den einen lernte er den Gleichmut, von den anderen erntete er die Fixigkeit des Urteils, und von jenen wieder ließ er sich die überlegene Ruhe vermitteln, mit der man einer jeden Gefahr entgegentreten muß. Ueber allem aber war für ihn wichtig, daß er die Beziehung zu den Männern nicht verlor, die den Krieg entscheiden: zu den Mutigen und zu Führenden.

*

Der Kriegsberichter ist vorerst stolz, Soldat zu sein, und dann ist er leidenschaftlicher Journalist. Er will schnell seinen Bericht zurückbringen, darum wird er Kraftfahrer, er ist Telefonist — alles füllt ihn aus.

Wesentlich aber für den Kriegsberichter, der im Heere seinen Dienst versieht, ist es über den vielfältigen, umfangreichen Eindrücken seiner Umgebung, der vielen Waffengattungen, der Eindringlichkeit des Kampfes und der Härte der Bedingungen dieses Kampfes die Beteiligung des Herzens nicht zu vergessen. Er soll berichten, wie es „draußen" ist, damit sie in der Heimat wissen, wie es die Jungen vor dem Feind erleben. Und nichts mag kennzeichnender sein als das Erleben eines Wortberichters, der abermals mit einem Bildberichter einen Infanteriesturm begleitete und dabei mit den Stürmenden vor einem Dorf im gegnerischen Feuer liegen blieb.

Die Franzosen feuerten mit 21-Zentimeter-Geschützen, jagten schwere Panzer vor; um dieses Dorf Verliere ging blutreicher Kampf. Brüllend detonierten die schweren Brocken — ein zerstörender Splitterregen raste über die Liegenden. Bleiben wurde sinnlos. Der Befehl zum Zurückgehen wurde gegeben. Einzeln sprangen die Männer zurück, die Feuerpausen ausnutzend. Die Franzosen schossen gut und rissen manchen zu Boden, der in kurzem Sprung rettende Deckung erreichen wollte. Verzweifelt lagen die Infanteristen — konnten nicht vor und zurück. Die Zeit ging darüber hin. Mancher schwieg für immer.

In einem Hohlweg lag der Wortberichter, nicht weit von ihm sein Kamerad mit der Leica. Ein paar Infanteristen, gleich ihm in den Brennesseln liegend, warteten auf den besten Augenblick zum Sprung. Der Bildberichter sprang als Erster. Sie warteten, während es in der Nähe dröhnend wieder einschlug, auf die nächste günstige Gelegenheit. Wieder einer und noch einer verschwand.

Nur der Wortberichter — es war ein Leutnant — und ein Gefreiter lagen noch. Der Leutnant gab dem Jungen ein Zeichen, der hob verstehend die Hand und setzte an zum Sprung. In dieser Sekunde krachte eine Granate in den Hohlweg, aufheulend rauschten die Splitter der berstenden Eisenmasse über sie hin, und während der Leutnant, sich gegen die Böschung pressend, verschont blieb, war ein faustgroßer Brocken dem Jungen in die Brust gerast.

Er sank zusammen: der Wortberichter kroch zu ihm, sein Verbandspäckchen aufreißend, er legte es in die große, blutende Wunde. Das Gesicht des Jungen wurde grau, er schluckte schwer, und seine Augen im hellen Blau der Jugend, wurden dunkel. Der Blick weitete sich, und die wenigen Worte, die er noch sprechen konnte, die galten dem fliehenden Leben, das er ungern aufgeben mochte. Der Wortberichter legte den Kopf des Sterbenden in seinen Schoß, und er versuchte, diese wenigen Sekunden dem jungen Kameraden leicht zu machen. Nicht lange widerstand mehr die zerfetzte Brust, das Herz schwieg, und die Augen wurden starr. Der Leutnant ließ den Toten zurück und erreichte die Kompanie in einem Walde wieder.

*

Als er an der Schreibmaschine, einen oder zwei Abende später, zum ersten Male vom Sterben dieses Gefreiten schrieb, wußte er als Soldat, wie vorbildlich tapfer dieser Gefreite gefallen war. Als Kriegsberichter aber erkannte er, wie wichtig es war, der Heimat von solchen Soldaten zu berichten.

Und das Eindringliche eines solchen Erlebens, zusammen mit den vielen Geschehnissen der Kämpfe vor Sedan, vor Verdun, an der Maas, vor Dünkirchen oder wo es immer auch gewesen sei, vermögen dann einen echten und wahrhaft „wirklichen" Bericht vom Kriege zu geben. Denn diese Berichte spiegeln die Soldaten und deren Erlebnis durch den Kriegsberichter wider, dessen Aufgabe es sein muß, echter Mittler zwischen der Front und der Heimat zu sein.



Startvorbereitungen trotz Kälte und Schnee
Der Einsatz gegen England ist zwar durch die ungünstige Witterung erschwert, aber dennoch wird er fortgesetzt. (PK.-Brüning-Weltbild / M.)



Wehrmacht ehrte die Kämpfer von Dijon 1870
In Dijon, wo im Oktober 1870, im Dezember und Ende Januar 1871 heftige Kämpfe der deutschen Truppen stattgefunden hatten, ehrte unsere neue Wehrmacht das Andenken der Kämpfer vor 70 Jahren. Ein General legte am Denkmal der 61er den Kranz der Wehrmacht nieder. (PK.-Dieck-Scherl / M.)

Humor

Kurz und bündig charakterisiert

Der Weise von Königsberg hatte einen Diener, der auf den schönen Namen „Lampe" hörte.

Ein Besucher richtete an Kant die Frage, ob der Diener von dem Zusammenleben mit seinem bedeutenden Herrn nicht geistig profitiere.

„Es gibt sehr gescheite Diener," sagte Kant, „mein Lampe aber wird nie eine Leuchte werden!"

*

Immer im Fach

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben kann," sagte der Theaterdirektor zu dem jungen Mann, der ihm etwas vorgespielt hatte, „dann verzichten Sie auf die Bühnenlaufbahn!"

„Herr Direktor, Sie zerstören mir meine Zukunft, ich habe immer für die Bretter geschwärmt!"

„Dann sehen Sie doch zu, daß Sie Zimmergeselle werden!" (Dansk Familie Blad.)

*

Genügsam. Der junge Besitzer eines Möbelgeschäftes hatte gefreit, aber einen Korb bekommen. „Ihre Absage ist also unwiderruflich?" fragte er. „Ja," antwortete der Gegenstand seiner Liebe, „Ihre Bewerbung ist ja sehr schmeichelhaft, aber ich liebe einen Anderen!" Der Freier seufzte tief auf und sah sehr zerknirscht aus. Doch dann erhellte sich plötzlich sein Gesicht und er rief aus: „Aber dann darf ich Ihnen doch wenigstens Ihre Möbeleinrichtung liefern, nicht wahr?"

Deutsches Kulturleben

Eine Otto-Modersohn-Jubiläumsausstellung in Münster

Um die Vollendung des 75. Lebensjahres Otto Modersohns zu ehren, hat der Westfälische Kunstverein in sämtlichen Räumen des ersten Stockwerkes der Gallenschen Kurie in Münster eine Ausstellung von rund 50 Bildern aus allen Schaffensperioden dieses Altmeisters der westfälischen Malerei zusammengetragen. Arbeiten, die einen umfassenden Ueberblick über den Werdegang dieses im Jahre 1864 in Soest geborenen, eigenwegigen Künstlers geben, der in der Kunstgeschichte dadurch seinen Namen behalten wird, daß er die Bahn gebrochen hat für das Kernige, Derbe, Bodenverwachsene unserer niederdeutschen Heimat und es bewußt herausstellt. Zwar haften seinen früheren Arbeiten, so einigen münsterischen und münsterländischen Motiven — darunter auch dem Jungendwerke, das Modersohn seiner in Münster wohnenden Schwester vor mehr als fünfzig Jahren gelegentlich deren grünen Hochzeit dedizierte (es ist die längst verschwundene Fähre über die Aa bei Münster am Spoedeschen Promenadenwall) — noch unverkennbar Modersohns Abhängigkeit von der Düsseldorfer Schule an. Dafür aber zeigen seine späteren Werke aus der Zeit, da er in den neunziger Jahren das nachher allzu „modern" gewordene Worpswede entdeckt hatte, den Künstler in der Form und Farbe die für uns „Otto Modersohn" bedeuten. Leider vermissen wir hier in der Ausstellung zwei seiner besten und größten Werke, die sich im Besitze seiner vorerwähnten Schwester befinden. Otto Modersohn ist, wie diese Ausstellung beweist, keineswegs einseitig, nur Landschafter. Mag auch sein bekanntes Selbstporträt unter der Geschmacksrichtung der Zeit zu werten sein, in der es entstand, so verdienen seine kleinen feinen Blumenstücke unbedingt unsere volle Beachtung, weil sie uns den Künstler auch einmal von einer anderen Seite zeigen.

Der Vorsitzende des Westfälischen Kunstvereins, Univ.-Prof. Dr. Wackernagel, gab den außerordentlich zahlreich anwesenden Mitgliedern und Gästen des Kunstvereins in seiner Eröffnungsansprache einen kurzen, straffen Ueberblick über Otto Modersohn und sein Schaffen wie vor allem seinen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Malerei und erklärte zusammenfassend: Im ganzen ist es eine Kunst die unmittelbar zu jedem spricht und sich jedem vernehmbar macht durch ihre Unmittelbarkeit und Wirklichkeit, durch das Farbliche und die gesamte Koloristik, überhaupt durch die Gestaltung der Natur, durch die Art, wie Otto Modersohn das Münsterland und Westfalen, vor allem aber unser norddeutsches Land sieht, ganz anders, als man es bis dahin gewohnt war. Die Ausstellung hat die Aufgabe, die besondere wesentliche und vielseitige Bedeutung Otto Modersohns für die Gestaltung unserer deutschen Kunst zu veranschaulichen und einen Ueberblick zu geben über das fleißige Gestalten dieses mit seinen 75 Jahren noch rüstig schaffenden westfälisch-niederdeutschen Künstlers eigenwegiger Prägung.

Deutsch-italienische Kunstwoche

in Hamburg vom 16. bis 23. Februar

Im Zuge des deutsch-italienischen Kulturaustausches wird auch Hamburg in der Zeit vom 16. bis 23. Februar eine deutsch-italienische Kunstwoche zur Durchführung bringen, zu der namhafte Vertreter aus dem Reich erwartet werden. Hamburgs Bühnen sehen Festaufführungen vor, darunter als hiesige Neuheiten die Erstaufführung des „Julius Caesar", eines Werkes des führenden zeitgenössischen italienischen Opernkomponisten Francesco Malipiero und Giovacchino Forzanos Komödie „Der Windstoß". Als 40. Wiederholung wird Benito Mussolinis und Forzanos „Cavour" neu erstehen. Hamburgs Staatsoper bringt darüber hinaus italienische Opernaufführungen aus dem laufenden Spielplan (Verdis „Othello", „Aida", „Falstaff", „Simone Boccanegra" und Puccinis Triptychon „Der Mantel", „Schwester Angelica" „Gianni Schicchi", sowie dessen „Madame Butterfly").

Das hiesige Hanke-Quartett wird italienische Kamermusik zu Gehör bringen. In der Hamburgischen Kunsthalle werden Reproduktionen und Kunstwerke wertvoller italienischer Originalgemälde und Handdrucke zu sehen sein und ferner eine Schau „Italienische Kunst in Wort und Bild", in welcher der führende Anteil der deutschen Kunstwissenschaft in Italien zum Ausdruck kommt.

*

Die letzte Lisztschülerin gestorben

In Koburg verstarb Martha Remmert im hohen Alter von 86 Jahren. Mit ihr ist die letzte Schülerin des großen Komponisten und Klaviermeisters Franz Liszt dahingegangen. Als begeisterte Vorkämpferin für die Ideale ihres Meisters trug sie nicht nur als Konzertpianistin seinen Ruhm durch Europa, sondern schuf später auch als Mitbegründerin in der Franz-Liszt-Gesellschaft die Voraussetzungen für eine zielbewußte Förderung des Ideengutes des großen Meisters.

Die Münchener Verdi-Woche

Festlicher Beginn

im Zeichen deutsch-italienischer Verbundenheit

München, 3. Febr. Des 40. Todestages Giuseppe Verdis, des großen italienischen Musikdramatikers, gedenkend, wird in der Stadt der deutschen Kunst im Zeichen unlöslicher deutsch-italienischer Verbundenheit vom 2. bis 7. Februar eine Reihe glanzvoller Wiedergaben Verdischer Werke durchgeführt. Festlicher Beginn und gleichzeitig Hauptereignis der Verdi-Woche war am Sonntagabend die Uraufführung der lyrischen Komödie „Falstaff" in der neuen deutschen Uebersetzung für die bayrische Staatsoper von Hans Swarowsky. Der Abend wurde künstlerisch zu einem überragenden Erfolg. Vor Beginn brachte das Orchester die Lieder der italienischen und der deutschen Nation, während sich die Gäste von den Plätzen erhoben hatten. Die Aufführung unter der Leitung von Generalmusikdirektor Clemens Krauß und der Inszenierung von Rudolf Hartmann bot eine hervorragende, wohlgegründete und abgewogene Leistung. Der Beifall galt besonders Georg Hann, der die Titelrolle kaum übertrefflich verkörperte. Unter den Ehrengästen dieses Abends sah man u. a. die hervorragendsten Persönlichkeiten aus dem In- und Auslande, unter ihnen in Vertretung des italienischen Botschafters den königlich-italienischen Generalkonsul in München, Minister Vittalis, und den Leiter des Fascio Bayern, Dr. d'Amator, mit vielen Mitgliedern der italienischen Kolonie, von deutscher Seite die Reichsleiter Amann, Reichspressechef Dr. Dietrich, Oberbürgermeister Fiehler, den bayrischen Ministerpräsidenten und Präsidenten der Deutschen Akademie Ludwig Siebert, den Gauleiter des Traditionsgaues München-Oberbayern, Staatsminister Adolf Wagner, den Reichsdramaturgen Rainer Schlösser.